

1. Adventssonntag 2007 – Lesejahr A

Macht hoch die Tür

Liebe Schwestern und Brüder,

können wir mit dem Advent nichts mehr anfangen? Überall hat die Vorweihnachtszeit schon begonnen, ich werde zu Weihnachtsfeiern eingeladen. Da stimmt doch etwas nicht! Ich selbst trete leidenschaftlich für den Advent ein – gerade auch deshalb, weil ich seit meiner Kindheit die Schönheit und später auch den tiefen Ernst dieser Zeit zu entdecken gelernt habe. Der kindliche Zauber ist wunderbar – als mir später gesagt wurde, dass der Advent eine Fastenzeit ist, verstand ich das zuerst nicht. Obwohl ich jedes Jahr das wunderbare Lied sang und singe: „Macht hoch die Tür“! (GL 107)

Mit diesem Lied möchte ich mit Ihnen den Advent entdecken: Die erste Strophe des Liedes verwendet Worte aus Psalm 24. Wir singen es so selbstverständlich, doch was heißt das: Macht hoch die Tür? Der Psalm wird König David zugesprochen, er soll es gesungen haben, als die Bundeslade, die 10 Gebote Gottes, in die Stadt Jerusalem kommt. Endlich ist nicht nur das zerstrittene Reich Israel geeint, sondern Gott selbst wohnt unter uns. Endlich ist die Zeit des Streits vorbei, die Zeit der Bedrohung. Gott ist da! Macht euch bereit, schmückt euch, selbst die kaputten Tore sollen in all ihrer Klapprigkeit diesen König empfangen. „Hebt euren Kopf, lasst euch nicht hängen“, er kommt doch! Der Heiland der Welt, der Lebendigkeit bewirkt, selbst bei morschem Gebälk. Was für ein Bild!

Die zweite Strophe besingt diesen König noch in anderen Farben, die aus dem Propheten Sacharja stammen, dem vorletzten Buch des AT: Der sanfte König bringt die Not zum Ende. Was heißt das? Dieser Teil des Sacharja-Buches wollte Mut machen: Alexander der Große, die Griechen haben sich ein Großreich unterworfen. Gewalt, Zwang, Unterdrückung – wir erwarten, wir besingen den König, der ein anderes Regiment führt. Hoffentlich kommt Er bald!

Für die dritte Strophe sucht man vergebens nach biblischen Texten: „o wohl dem Land, o wohl der Stadt.“ Einen Schlüssel dazu schenkt die Jahreszahl: vor 1623. Der Dreißigjährige Krieg war in vollem Gange und sollte noch beinahe 25 Jahre dauern. Wieviele Städte lagen in Trümmern, wie viele Ländereien waren verwüstet?! O wohl dem Land, das jetzt einen guten König hat. Der Dichter Georg Weißel bringt biblische Geschichte und Prophetie mit seiner Gegenwart zusammen. Und genau hier bricht das Lied, in der Mitte der dritten Strophe: wohl allen Herzen insgesamt! Wenn der Friedenskönig, der damals in Jerusalem einzog, der Frieden bringen sollte, nicht jetzt in unserem Herzen ankommt, dann finden wir nirgends Ruhe und Frieden, gerade nicht in diesen Zeiten.

Und so führt uns die vierte Strophe wieder zurück: kommt, zum Tempel des Herrn, macht hoch die Tür, kommt in Seine Gegenwart. Euer Herz, Eure Sehnsucht, Eure Bereitschaft sind jetzt gefragt. ER kommt doch schon, ihr könnt Ihm begegnen wie damals das Volk an Palmsonntag. Ihr habt doch auch grüne Zweige in den Händen!

In der fünften Strophe spreche ich schließlich selbst den Herrn an: Komm, Freund, Heiland – das sind ja alles keine fremden Legenden und Sagen! Du bist ja da und bereit, auch bei uns, auch in unsrer unruhigen Zeit, in meinem unruhigen Herzen anzukommen, dort, wo ich Deine Nähe, Deine Freundlichkeit brauche, wo ich den Weg nicht mehr weiß und Beistand brauche.

Liebe Schwestern und Brüder, dieses alte Lied ist bitter errungen. Es hat bis heute Gültigkeit, weil es nicht einfach klagt, sondern überall der Hoffnung und Zuversicht Ausdruck gibt. Schenken wir uns selbst diese Zeit des Advent und haben wir den Mut, das Unheile, Traurige, Dunkle in diesen Wochen anzuschauen. Schütten wir das nicht schnell zu mit zu viel Glühwein, verkleben wir es nicht durch Plätzchen. Haben wir den Mut, unseren tiefen und echten Wünschen wieder Aufmerksamkeit zu schenken – dann wird Weihnachten uns wieder von Herzen jubeln lassen. Denn: Der Herr will uns beschenken. Den Wunschzettel schreiben wir jetzt und dafür brauchen wir Stille, denn tief in uns drin sagt uns das Herz, wonach wir uns sehnen. Lassen wir IHN ankommen, machen wir „hoch“ die Tür des Herzens – dann werden wir nicht nur an Weihnachten eine tiefe Freude erfahren. Amen.

3. Adventsonntag 2007 – Lesejahr A

Gaudete – worauf warte ich?

„Bist Du es, oder sollen wir auf einen anderen warten?“ Wenn es Gott wirklich gibt, warum hilft Er Dir nicht? Ich weiß nicht, warum ich das alles erleiden muss, Gott schenkt mir kein schönes Leben?! Was soll ich mir von Gott wünschen, es kommt doch eh immer anders?!

Liebe Schwestern und Brüder,

in den letzten Tagen ging mir die Frage Johannes des Täufers im Kopf herum. Und mit seiner Frage die Fragen und Anklagen so manch anderer Menschen, die mir begegnen, die fragen und klagen. Hin und wieder denke ich: sie klagen zu Recht!

Johannes der Täufer war ein mutiger Mann und unbequem. Unbequem war er, weil er für Gott eintreten wollte, weil er die Menschen zu Ihm zurückführen wollte, weil er der festen Überzeugung war, dass Gott eingreifen wird, dass sich an der Lage der Menschen in seinem Land durch Gottes Eingreifen etwas ändern werde. Und so landet er – fast zwangsläufig – im Gefängnis. Und jetzt, mit seinem eigenen Ende wohl rechnend: hat sich's gelohnt – der Einsatz des Lebens? Bist Du es? Was steckt in dieser Frage alles drin? Hoffen, Enttäuschung, Unglaube. Es ist eine Frage, die so oft schon gestellt wurde – und durchaus von Menschen, die aus ihrem Glauben lebten, die mit Gott rechneten.

Welche Antwort gibt Gott?

Jesus antwortet auf die Frage des Johannes mit einem Zitat aus dem Propheten Jesaja, wenige Zeilen nur: Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören. In der ersten Lesung allerdings hörten wir den ganzen Text: Die Wüste und das trockene Land sollen sich freuen. Wüste, Ort der Trockenheit, des Lebensfeindlichen. Dort, wo es den Menschen nicht hinzieht; Ort, an dem Gott normalerweise nicht wohnt, sondern eher die Dämonen. Gott kommt dorthin, wo ich kein Leben vermute. Darin zeigt sich Seine Größe.

Liebe Schwestern und Brüder, der heutige Sonntag heißt wegen seines lateinischen Eingangsverses „Gaudete“, freut euch. Ich möchte Liturgie ernst nehmen und entdecken, wie sie mit Leben, mit meinem Leben zu tun hat. Was verspricht dieser Vers? Wozu ruft er auf? „Freut euch im Herrn, denn der Herr ist nah“. Worauf soll ich mich freuen, weswegen – gerade, wenn solche Fragen, die ich eingangs erwähnte, quälen?

Wir gehen auf Weihnachten zu. Wir gehen darauf zu, etwas zu entdecken, was wir sonst nicht erwarten würden: ein Menschenkind im Stall. Und viel weniger würden wir dort ein Gotteskind erwarten! Das heißt doch: wir sollen uns darauf freuen, Gott dort anzutreffen, wo wir Ihn nicht erwarten würden: Im Stall, in der Wüste – und jetzt verlängere ich das einmal: in der Einsamkeit in der Krankheit, der familiären und beruflichen Krise, in meinem Lebensbrüchen und –umbrüchen.

Ist das die Antwort, die Johannes der Täufer erwartete? Die die Frager von heute erwarten? Ist das nicht doch wieder eine Verströtung? Typisch fromm, aber nicht wirklich zu greifen, so wenig konkret. Oder gibt Gott eine Antwort auf ein Bedürfnis, das wir gar nicht haben?

Und genau hier wird es spannend! Brauche ich Gott? Wofür brauche ich Gott? Liegt nicht hier das Feld so vieler Missverständnisse und Enttäuschungen? Dass ich Gott für etwas gebrauchen will, wozu Er sich nicht gebrauchen lässt – das musste Johannes schmerzlich lernen. Gott kommt nicht, um „etwas“ zu tun, Er kommt, um sich selbst zu geben. Das ist das Geschenk, um das es geht. Und tief in mir drin ist eine vergrabene Sehnsucht, die deshalb vergraben ist, weil ich nicht damit rechne, dass es wirklich eine Antwort auf diese Sehnsucht geben kann: eine tiefe Annahme und Freundschaft. Meine Wüsten und Ödnisse zeigen mit den Weg zu dieser Sehnsucht. Worauf warten wir jetzt noch? Es ist dritter Advent! Amen.

4. Adventssonntag 2007 – Lesejahr A

Adventliche Meditation

Liebe Schwestern und Brüder,

kurz vor dem Weihnachtsfest möchte ich uns noch einmal eine Zeit der Ruhe und der Besinnung schenken. Drei adventliche Betrachtungspunkte will ich dabei mit Ihnen bedenken – die Orgel wird uns dabei unterstützen.

Die Adventszeit lädt ein zur Stille – schade, dass dies für uns oft nicht richtig wahrgenommen wird. Morgen/übermorgen Nacht werden wir singen: Stille Nacht. Bereiten wir uns in den verbleibenden Stunden noch auf diese Stille vor:

„Still“ kommt von „stellen, unbeweglich“. Es braucht das Innehalten, um still zu werden, ich muss stehenbleiben. Wenn ich das tue, wenn ich stillhalte, dann werde ich ganz schnell der inneren Unruhe in mir begegnen. Was lässt mich unruhig sein, rastlos? Ein lärmendes Herz kann Angst machen und viele wollen sich dem nicht stellen. Um mich aber dem Weihnachtsfest, der Stille des Stalles nähern zu können, ist die innere Vorbereitung wichtig. In Psalm 62 heißt es: „Nur zu Gott hin wird meine Seele still“ – das heißt auch, dass ich mir selbst diese Stille nicht geben, nicht schenken kann, nicht selbst den Hunger stillen kann, der in mir brennt. Gott will ankommen, um den Hunger zu stillen, den ich ihm hinhalten darf. Jetzt braucht es die Stille, um mein hungriges, lärmendes Herz wahrzunehmen.

ORGEL

An Weihnachten feiern wir die Menschwerdung Gottes. Bereits die Kirchenväter betonten, dass Gott Mensch geworden ist, damit wir Anteil an Gott bekommen. Gott hat in Christus den göttlichen Keim in unsere sterbliche Natur gelegt. Gott ist aber auch Mensch geworden, damit wir aufhören, wie Gott zu sein. Wir brauchen uns nicht selbst als Götter aufzuführen. Bischof Franz sagte einmal: Mach's wie Gott, werde Mensch! An Christus kann ich sehen, wie das gelingt: Ich darf hinabsteigen in meine Menschlichkeit, in meine Erdhaftigkeit, in das Dunkle, Kalte, in meine Zerrissenheit und Bedürftigkeit, die zu mir gehören.

Für Augustinus führt der Weg der Menschwerdung nicht nur nach unten, sondern auch nach innen: er ist der Weg der Selbsterkenntnis. Das bedeutet, die Gedanken und Gefühle zu beobachten und zu erkennen, die in mir leben, oft ein Eigenleben führen. Dabei ist es wichtig, dass neben das „erkenne dich selbst“ das „liebe dich selbst“ tritt. Wir können uns selbst nicht erkennen – auch einen anderen nicht – wenn wir uns nicht selbst lieben. Ich bin es wert, dass Gott sich mir schenkt, ich bin liebenswert. Das darf ich mir zusagen lassen. Das Kind in der Krippe möchte mich dazu einladen, mich selbst immer mehr lieben zu lernen, mich mit dem versöhnen zu lassen, was ich an mir nicht annehmen kann. Bin ich dazu bereit?

ORGEL

Christus wurde im Stall geboren – und schon sehr früh wurde dieser Stall mit der Wahrheit unseres Lebens in Verbindung gebracht: Krippen, die das alltägliche Leben der Menschen darstellen, wurden nachgebaut, in die Kirchen und Wohnungen gestellt. Durch die Jahrhunderte hinweg wurde das Leben, wie es ist, an die Krippe des Herrn gestellt, mit vielen Personen, die den Hintergrund für die Geburt des Herrn bilden. Ich darf noch weitergehen: Für die Mystiker bin ich selbst die Krippe, der Stall, in dem das göttliche Kind geboren werden will. Ein Stall ist nicht blankgeputzt, da liegen Mist und Unrat herum, durchmischt mit Stroh und Heu. Der Mist, der zum Stall dazugehört, dient als Dünger für die Felder.

Was liegt alles in mir herum, was sich als Unrat angesammelt hat, vielleicht auch unter der Oberfläche, und fault vor sich hin? Lauert da unter der Oberfläche von Anständigkeit und Freundlichkeit eine eisige Kälte, Frucht von Verletzungen, von nicht zugestandenen Bedürfnissen?

Gott wird im Stall geboren, dort, wo der Mist liegt. Das kann uns peinlich sein. Aber wir müssen uns auch von dem Wahn befreien, als ob wir uns die Gottgeburt verdienen könnten. Nein, Gott will in uns geboren werden, weil er uns liebt, nicht, weil wir etwas geleistet hätten. Der Stall wird durch die Geburt mit dem Licht Christi erhellt. In diesem Licht darf ich mich betrachten, mich betrachten lassen.

ORGEL

Heilige Nacht 2007

Nur ein Strohalm

Liebe Schwestern und Brüder,

unter den ersten Kartengrüßen, die mich zum Weihnachtsfest erreichten, war der eines Freundes. Darin: ein Strohalm, begleitet von einem deutenden Gedicht. In all den Vorbereitungen dieser Tage wanderte dieser Strohalm ständig über meinen Schreibtisch – und landete schließlich in meiner Gebetsecke.

Ein Strohalm – er rührt mich unmittelbarer an als jedes Weihnachtsoratorium. Weil er so einfach ist, überhaupt nichts Künstliches ist an ihm. Und weil ich mit ihm in der Hand die Weihnachtsgeschichte ganz anderes lese: Da ist zuerst eine nicht ganz einfache Wanderschaft mit einer Schwangeren in einem alles anderen als friedlichen Land, weil die Obrigkeit wieder einmal nichts besseres zu tun hat, als aus den Menschen Geld zu pressen.

Dann wird von der Not der Geburt erzählt. Nirgends ist Platz dafür, wirklich nirgends. Nur ein Stall, obwohl wir uns darunter sicher etwas Schöneres vorstellen, als es in Wirklichkeit war. Ob Weihrauchduft gegen den Geruch dort angekommen wäre? Das Kind in Windeln, nein: Stoffstreifen. Selbst Windeln waren nicht da und als Wiege diente die Futterkrippe.

Und dann ist schließlich von Hirten auf freiem Feld die Rede, eher karger Steppenlandschaft. Weder Schafe noch Hirten dürften da groß angesetzt haben.

Dahin führt mich dieser Strohalm. Nichts Besonderes. Einfach. Mühsam. Wie das Leben so vieler, auch wenn äußerer Schein anderes vermittelt. Das alles ist doch nicht zum Feiern, viel weniger zum Jubeln!

Zum Jubeln bringt mich die „Geschichte hinter der Geschichte“: Die Deutung, die Engel dem Ganzen geben, und Engel sind doch der Finger Gottes. Die ganzen ersten Kapitel bei Lukas und auch bei Matthäus sind von Engeln durchzogen: Menschliches Leben, Freud und Leid, spielt sich ab, und überall decken Engel die verborgene Bedeutung auf: Bei Zacharias, bei Maria, bei Josef, den Hirten und später bei den Drei Weisen.

Ich kann jubeln, weil Weihnachten in unserem Alltag geschieht – und dabei brauche ich den Strohalm nicht aus der Hand zu legen und auch nicht in schöne Erinnerungen der Kindheit flüchten. Die Botschaft der Engel ergeht an die Hirten, an die, die einerseits sesshaft, und dennoch ständig unterwegs sind. Ist das nicht ein Bild für uns?

Wenn wir uns anrühren lassen von den Zeichen, die Gott uns immer wieder über den Weg schickt – bis hin zu Engeln! Ich bin eingeladen, die tiefere Wirklichkeit zu sehen. Die besteht nicht darin, dass mein Strohalm vergoldet wird. Sie besteht darin, dass er geborgen ist in Gottes Hand, dass Er Interesse daran hat, dass Er sich hineinbegibt – ins Stroh!

Seit Weihnachten geschah, gibt es keine Nacht mehr, die ohne Gottes Glanz wäre. Natürlich ist es möglich, dass ich das nicht sehe, nicht wahrnehme – das Stroh des Alltags kann mich auch schon verzweifeln lassen. Gerade dann auf die Zeichen achten, meistens sind sie nicht aufdringlich, aber immer eindeutig: „Ich, Dein Retter, bin doch da!“

Und dann, mitten im Stroh, kann gesungen werden. Die Engel machen es uns vor: „Ehre sei Gott in der Höhe“. Die Hirten ließen sich davon locken und gingen zum Stall und fanden alles so, wie es ihnen gesagt worden war. Und als sie zurückkamen, was taten sie da? Sie „rühmten und priesen“ Gott, wörtlich müsste es „lobsingen“ heißen. Die Hirten können nichts anderes tun, als vor lauter Freude zu singen. Singen ist die Aufgabe der Engel und der Mensch, wenn er singt, betet nicht nur doppelt, nein, er erinnert sich, wer er ist: Geliebtes Geschöpf, Kind Gottes, Bruder und Schwester Jesu. Das ist meine Lebensmelodie.

Das Stroh allein offenbart es mir nicht. Aber es lässt mich staunen, welche Wege Gott geht, um mich an diese Melodie zu erinnern. Und wenn wir jetzt, in diesen Tagen, gemeinsam feiern, in der Familie, als Freunde, als Gemeinde, dürfen wir einander einen wahren Liebesdienst, einen wahren Freundesdienst tun: diese Melodie in uns zum Klingen bringen – das Stroh in der Hand. Amen.

1. Weihnachtstag 2007

Das Wort – Rede, damit ich Dich sehe

Liebe Schwestern und Brüder,

„Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott“. Die einleitenden Worte, der Prolog des Johannesevangeliums gehören zu den festlichsten des ganzen Neuen Testaments. Na gut, festlich. Aber ist die Botschaft der Nacht nicht viel anrührender? Das Stimmungsvolle bewegt das Herz und wir lassen uns ja eine ganze Menge einfallen, um den Zauber dieser Nacht auszukosten.

„Im Anfang war das Wort – und das Wort hat Kunde gebracht“. Für viele klingt das weniger anrührend als „Euch ist heute der Heiland geboren, Ihr werdet ein Kind in einer Krippe finden“. Woran liegt das? Liegt es nicht auch daran, dass wir mit Worten so inflationär umgehen, dass wir „das Wort“ nicht mehr schätzen, dass wir Worten misstrauen, umso mehr, wenn sie festlich daherkommen?

Vor vielen Monaten schon prägte sich mir der Satz eines Blinden ein, der sagte: „Rede, damit ich Dich sehe“! Die Sprache, das Wort ist wie ein Gesicht. Durch deine Sprache, deine Worte, erkenne ich dich, und zwar viel tiefer, als es meine Augen alleine könnten.

Wir feiern an Weihnachten, dass wir Gott sehen können – weil Er spricht. Gott spricht und fängt dabei ganz klein, ganz unten an. Das darf bei allem Krippenzauber nicht vergessen werden. Wie viele sehr herzerwärmende Geschichten erzählen, wie sich jeder, gerade auch der Kleine und Unbedeutende, dieser Krippe nähern darf und in irgendeiner Weise vom Kind vermittelt bekommt: Ich bin da – für dich!

Braucht es diese Geschichten? Im Evangelium wird uns durch Worte Jesu diese Gestalt so sichtbar vor Augen gestellt: ER spricht von sich und Er spricht von uns, von mir. Und hier, gleich, bindet sich Sein Wort an eine unscheinbare Gestalt, Brot und Wein, um bei mir zu sein.

Liebe Schwestern und Brüder, ich habe das Empfinden, dass sich viele Menschen unserer Gesellschaft nach verbindlichen Worten sehnen. Nach Worten, die halten, was sie versprechen. Aber wir erleben das Gegenteil – und wir regen uns immer weniger darüber auf. Was haben wir in dem zu Ende gehenden Jahr alles für Hohlworte gehört? Öffentliche Versprechungen, Erklärungen – nicht das Papier wert, auf dem sie stehen. Worte der Anteilnahme – wie echt sind sie? Unsere schönsten Worte: ich bleibe bei Dir, bis zum Ende – sollten wir es bessern nicht mehr sagen?

Aber wir haben Sehnsucht nach bleibenden Worten, nach Worten, die mich meinen, die Wertschätzung ausdrücken, ehrliche Anerkennung. Was können sie alles bewirken?! Wie lacht da das Leben: „Ich liebe dich“ – „ich bin bei Dir“ – „ich denke an Dich“. Aber auch: „ich verzeihe Dir“ – ich vertraue Dir“. Das sind nicht einfach gesprochene Laute. Es sind Worte, die Leben verändern, Worte, die mir ein Gesicht zeigen, das mir zugewandt ist.

Die Liturgie kann heute nichts anderes tun, als das zu feiern, was sie immer feiert – wenn auch in festlicher Weise. Damit das Wort nicht untergeht im Alltagsgerede. Das Wort, das Gott ist und mich meint.

Der Zauber der vergangenen Nacht hat sich gewandelt – „das Wort ist Fleisch geworden“. Gott selbst zeigt Sein Gesicht, indem Er spricht.

Die Nacht ist schön, aber sie kann auch ängstigen. Wann ist die Nacht zu Ende?

Eine Geschichte aus Indien erzählt:

Ein Lehrer fragt seine Schüler, wie sie das Ende der Nacht vom Beginn des Tages unterschieden können. Einer sagte: „Wenn man in der Entfernung ein Tier sieht und erkennt, ob es eine Kuh oder ein Pferd ist“. „Nein“, sagte der Guru. „Wenn man in der Entfernung einen Baum sieht und erkennt, ob es ein Gummibaum oder ein Mango ist?“ „Wieder falsch“, sagte der Lehrer. „Also, wie denn?“, fragten die Schüler. „Wen man in das Gesicht eines Menschen sieht und darin seinen Bruder erkennt – dann ist die Nacht zu Ende.“

Liebe Schwestern und Brüder, im Licht des Tages können wir erkennen, wer das Krippenkind ist. Amen.

Stephanustag 2007

„Nehmt Euch vor den Menschen in acht“

„Nehmt Euch vor den Menschen in acht“!

Liebe Schwestern und Brüder,

als Botschaft der Weihnachtszeit passt dieser Satz nicht! Mit ihm beginnt das heutige Evangelium und es ist Jesus selbst, der ihn sagt – und um Jesus geht es doch gerade an Weihnachten! „Nehmt Euch vor den Menschen in acht“! Aber wenn man's genau nimmt: In der Heiligen Nacht hieß es, dass kein Platz war für eine Schwangere kurz vor der Geburt; am gestrigen Weihnachtstag hörten wir im Prolog des Johannes, dass Er, Jesus, das göttliche Wort, in Sein Eigentum kam, aber die Seinen Ihn nicht aufnahmen. „Nehmt Euch vor den Menschen in acht“! – Das Fazit von Weihnachten? Oder ist es doch eher ein Versehen, dass dieses Heiligenfest direkt an Weihnachten rutschte?

Keineswegs! Der frühen Kirche war sehr wohl bewusst, was sie tat, als sie den Stephanustag mit Weihnachten verband. Stephanus ist gleichsam die Antwort auf Bethlehem. So sieht es der Evangelist Lukas, der uns die Geburt berichtet und in der Apostelgeschichte das Schicksal des Stephanus. Der, der sich in den Stall legen ließ und von denen gesehen wurde, die sich von den Engeln oder dem Stern locken ließen – Er ist derjenige, der im Himmel zur Rechten des Vaters sitzt und von dem gesehen werden kann, der der Botschaft von Bethlehem in seinem Leben Raum gibt.

Wenn das so ist, wenn das die Konsequenz von Weihnachten ist, sollten wir dann nicht schnell die Kerzen am Baum wieder ausblasen und uns schon mal auf die Silvesterknaller freuen? Ist der Zauber der Weihnacht so trügerisch? Nun, verzaubern lassen dürfen wir uns an Weihnachten schon – aber doch nicht verblöden!

Denn worum geht es denn? Christus macht sich klein, wirbt so um unsere Freundschaft. Ja und wer Freundschaft eingeht, der macht sich die Welt des Freundes zu eigen, der sorgt sich um das, was dem Freund wichtig ist, der lernt, mit den Augen des anderen zu sehen. Die „große Freude“, die die Engel den Hirten verkündeten, sie besteht doch darin, dass Gott selbst nun die Welt mit unseren Augen sieht, ganz und gar. Einen Freund so an seiner Seite zu haben, ist das nicht toll!? Und jetzt antworte ich auf diese Freundschaft, jetzt habe ich den Freund im Blick. Was dann geschieht?:

Ich möchte mich dafür einsetzen, dass es anderen in einer Notlage nicht so ergehen muss wie Ihm, dass „kein Platz“ da ist und so mache ich den Mund auf – Autsch! Ich soll doch vor meiner eigenen Tür kehren.

In Ihm sehe ich, wie wertvoll das Leben ist, gerade auch vor Gott und so wehre ich mich dagegen, dass am Leben manipuliert wird, sei es am Anfang oder am Ende – Autsch! Ich würde andere lieber leiden lassen, als ihnen das Leiden grundsätzlich zu ersparen und damit in der Konsequenz auch das Leben – aber das sagen sie nicht, ich weiß es aber!

In Ihm sehe ich, dass Gottes Gegenwart Frieden bewirkt und Frieden schenkt. So möchte ich mich dafür einsetzen, Ihn dorthin zu tragen, wo Konflikte mit dem Recht des Stärkeren gelöst werden – Autsch! Kirche soll sich nicht in Politik einmischen.

Ich sehe an Ihm, dass das einsetzen für den himmlischen Vater Konsequenzen hat und so wage auch ich es in Seinem Sinne zu sagen, dass es moralisch gesehen ein richtig und falsch gibt – Autsch! Ich sei intolerant und rückwärtsgewandt.

Ich habe bei Ihm gelernt, dass es religiös gesehen Wahrheit gibt und mache meinen Mund auf, wo im innerreligiösen oder interkonfessionellen Gespräch alles relativiert wird oder im Einheitsbrei von den „drei Buchreligionen“ geredet wird – Autsch! Jetzt höre der Spaß aber auf!

„Nehmt Euch vor den Menschen in acht“! – Wer Freund Christi ist, darf nicht blauäugig sein. Es wäre unredlich von Ihm gewesen, hätte Er es nicht gesagt!

Liebe Schwestern und Brüder, der heutige Tag ist das Fest eines Freundes des Krippenkindes. Er hat so sehr versucht, seinem Freund zu folgen, dass er wie sein Vorbild denen vergab, die ihm Böses antaten. Diese Vergebung wird in der Folge jemanden erreichen, der dabei war und damals noch Saulus hieß. Sie wird ihn zum Paulus wandeln. Das ist das große Geschenk, dass wir Christen der Welt nach Weihnachten machen können: Das Böse verwandeln in eine Fürbitte, die Anklage in ein Verzeihen, das scheinbare Ende in einen Neuanfang.

Das ist aber schwer! Ja, gewiss, aber wir sind's ja nicht, die das tun. Es ist Christus, das Krippenkind, das sich durch unsere Freundschaft in unserer Welt immer mehr Platz schafft. Amen.

Sebastianfest 2008

„Fürchtet euch nicht“

Liebe Schwestern und Brüder,

„fürchtet euch nicht!“, so beginnt das heutige Festevangelium. „Fürchtet euch nicht!“ Das haben wir vor beinahe vier Wochen schon einmal gehört: in der Heiligen Nacht. Damals sagte es der Engel zu den Hirten auf dem Feld. Für uns gehört es zum Zauber der Heiligen Nacht und die Einladung zur Furchtlosigkeit geht da fast unter. Heute sagt es kein Engel, sondern Jesus selbst und da klingt dieser Satz fast ein wenig harmlos: „fürchten“? „Entsetzen“ müssten wir uns, angesichts dessen, was Jesus ankündigt und was seither unzählige Male geschehen ist: Menschen wurden und werden nicht nur wie der Hl. Sebastian mit Pfeilen erschossen und erschlagen, sie werden auf unterschiedlichste Weise aus dem Leben befördert. Wir nennen sie „martyres“, „Zeugen“, „Märtyrer“ – nicht „Täter“ und „Sprenggürtelexperten“! Die Religionen gleichen sich da keineswegs! Und das Christentum gehört seit vielen Jahren zu der weltweit am meisten verfolgten Religion! Nicht nur in muslimischen Ländern.

Aber worum geht es denn? Doch nicht um Leidverherrlichung.

Wovon das Evangelium berichtet ist die Aussendung der Jünger zur Mission. Nicht ihre eigene Meinung sollen sie vortragen, nicht ihre eigene Weltsicht verbreiten, sondern die eigenen Hände, Füße und den Mund Jesus zur Verfügung stellen. Vor allem das Herz! Darauf kommt es an. Christen bezeugen nicht etwas, sondern jemanden.

Von Sebastian wird nicht erzählt, dass er ein Freiheitskämpfer oder Systemkritiker war, sondern ein leidenschaftlicher Freund Christi. Eine tiefe Freundschaft und damit Liebe befreien den Menschen dazu, seine besten Anlagen und Fähigkeiten zu entwickeln und dann auch auszuspielen.

„Fürchtet euch nicht!“ – als Christen, als meine Jüngerinnen und Jünger dürft ihr die Welt sehen, wie sie ist. Ihr braucht sie weder zu glorifizieren, noch schlechtzureden. Mehr noch: ihr könnt sie mit meinen Augen sehen!

Ist es nicht so, dass wir die Welt des Freundes, die Menschen, mit denen er Umgang hat, die Dinge, die ihm wichtig sind, mit ganz anderen Augen sehen, als uns das vorher möglich war?

„Fürchtet euch nicht!“ – denn ich bin da!

Und in dieser Ermutigung darf ich mich senden lassen. Und was ist zu tun? Sein Auftrag ist: Kranke heilen, Tote auferwecken, Dämonen austreiben. Ist das nicht großartig?! Darüber müsste sich doch jeder freuen. So könnte man meinen. Aber zu dieser Aufgabe, zu dieser Befähigung gehört es eben auch: Krankheiten zu erkennen, Totsein festzustellen, Dämonen zu benennen. Das ist auch eine unangenehme Aufgabe, mitunter sogar tödlich. Ich möchte dies hier nicht mit aktuellen Fragen und Themen anreichern, ein aufmerksamer Betrachter, ein leidenschaftlicher Gottesfreund sieht genug. Die Felder, auf denen wir Christen Farbe bekennen, Stellung beziehen können und sollen, sind mannigfaltig. Dort, wo es schwer fällt – durchaus auch für mich als Priester – haben wir oft Angst: Angst, uns zu blamieren, Anerkennung zu verlieren, das Gesicht, die Stellung, den guten Ruf – in anderen Ländern eben auch das Leben. Die Angst zeigt mir aber auch meine eigene Werteskala, das, was bei mir wirklich oben steht. Sie zeigt mir auch, wo ich Christus noch nicht ganz traue, nicht ganz an mich heranlasse.

Gerade deswegen sind mir Christen, die in Schwierigkeiten standhalten, Vorbilder, ermutigende Zeichen. Und es wird Zeit, dass wir unseren Mund öffnen, da der ihre gewaltsam geschlossen wurde. Gerade wenn die Bürger der Stadt Eltville dem Hl. Sebastian dankbar sind, sollte uns wichtig sein, was ihm wichtig war – was anderen Gottesfreunden bis heute wichtig ist.

So befindet sich ab diesem Fest ein Buch an unserer Statue: Die Märtyrer des 21. Jahrhunderts. Ein Licht soll als Mahnung dienen, als Dank, als Bitte und immer dann entzündet werden, wenn auf der Welt wieder einmal einer der unsrigen sein Leben hingibt – wir werden erstaunt sein, wie oft das geschieht!

Wir Christen rufen nicht zu Rache auf, aber wir rufen ins Gedächtnis und wir bitten, dass der Same, der in die Erde gelegt wurde, hundertfache Frucht tragen möge. Amen.

4. Sonntag im Jahreskreis A – 2008

Mt 5,1-12a: Die Seligpreisungen

Liebe Schwestern und Brüder,

wenn ich mir wie in den letzten Tagen wieder etwas Zeit nehme, um die Seligpreisungen der Bergpredigt Jesu zu betrachten, dann merke ich dabei immer wieder, dass mit diesen Worten zwei Erinnerungen verbunden sind:

Die erste hat damit zu tun, dass ich in meiner Kaplanszeit am Frankfurter Dom im evangelischen Hospital für Palliativmedizin, das größtenteils wie ein Hospiz arbeitet, längere Zeit mit einer Patientin zu tun hatte, die auf den Tod zuing. Sie war durch eine Krankheit schwer gezeichnet, die ihr das Sprechen unmöglich machte. Das tat der Verständigung aber keinen Abbruch: Sie schrieb munter alles nieder. Sie, Mitte fünfzig, wollte wieder in die Kirche eintreten; die Zeit ihrer Krankheit hatte sie über vieles nachdenken lassen und ihr gezeigt, was wirklich für sie wichtig war. Sie berichtete von ihrem Leben, von vielem Auf und Ab, von der Hölle einer ersten Ehe, aus der sie sich befreien konnte, von der Liebe ihres neuen Mannes, der ihr wirklich ein Begleiter und Weggefährte war. Die Monate unserer Begegnung waren von einer eigenartigen Dichte: Nach einer anfänglichen Scheu meinerseits wurde der Umgang immer natürlicher, fast alltäglich, nein: vor allem ehrlich! Als das Ende ihres Lebens sich immer deutlicher abzeichnete, bat sie mich eines Tages im Beisein ihres Mannes, dann, wenn es einmal soweit sein würde, die Traueransprache zu halten und die Beerdigung vorzunehmen. Und zu meiner Überraschung suchte sie sich selbst dafür als Schrifttext die Seligpreisungen aus! Für sie nicht einfach Trost, sondern – so schrieb sie es auf – eine tiefe Wahrheit!

Die zweite Erinnerung ist mit meinem letzten Sommerurlaub in Israel verbunden: Die Tage in Galiläa waren besonders eindrucksvoll: Das Werben Jesu um seine ersten Jünger, seine Worte an den Orten zu hören und zu lesen, wo sie zuerst gesprochen wurden. Das ging mir unter die Haut: „Selig seid ihr“ – hier hat er's gesagt! Worum ging es da? Einfach darum, Menschen zu locken, die Jünger an sich zu binden? Mit solchen Worten, mit einem solchen Programm? Nein, Er hat von sich gesprochen: ER hat seinen Weg beschrieben, den Weg des Armen, des Sanftmütigen, des Gewaltlosen, des Hungrigen, der bei all dem eben nicht auf der Strecke bleibt. Jesus wirbt mit einem Programm, das er selbst durch sein eigenes Leben abdeckt! Jesus wirbt mit seinem Leben, deshalb heißt es ja auch in der letzten Seligpreisung: „Selig sind die, die um meinetwillen beschimpft werden!“ Er lädt ein, so zu leben, wie Er es tut.

Das konnten die Jünger und die Zuhörer damals nicht wissen. Wir aber – da geht es uns besser.

Wir stehen immer wieder in Gefahr, die Seligpreisungen zu einem Sozialprogramm zu machen. So wichtig es ist, dass gerade auch für uns Christen die Benachteiligten in den Blick kommen – die ersten Christen gehörten selbst ja auch zu dieser Gruppe – so ist damit das wirklich Befreiende und Frohmachende dieses Evangeliums nicht im Blick. Es geht nicht um ein Tun, es geht um eine Haltung. Verzichte ich in meinem Leben darauf, mein „Recht“ durchzusetzen, es dem Gegner mit gleicher Münze heimzuzahlen, meine Traurigkeit zu betäuben? Die Frau im Hospiz hat am Ende ihres Lebens etwas erfahren, das sie hat glücklich sein lassen – gerade auch im Wissen um den nahen Tod.

Am See von Galiläa, an dem der Berg der Seligpreisungen liegt, spürte ich etwas von der Faszination der Person, die zwischen den Buchstaben der Seligpreisungen zu einem Leben lockt, das Er vorgelebt hat. Und hier, jetzt am Altar, tut Er es wieder – wenn wir es denn hören wollen. Amen.

2. Fastensonntag 2008 – Lesejahr A

Verklärung

Liebe Schwestern und Brüder,

lohnt es sich, Christus nachzufolgen? Das müssen sich die Jünger, vor allem Petrus, nach all dem wohl gefragt haben, das sie mit Jesus erlebt hatten. Bin ich mit Jesus nicht auf der Verliererseite? Das heutige Evangelium, das uns von der sogenannten Verklärung Jesu berichtet, sollten wir im Zusammenhang sehen:

Jesus hatte mit seiner Verkündigung „Erfolg“: die Menschen strömen ihm zu, besonders die Wunder ziehen sie an. Aber auch die Gegner formieren sich. Wer hat Recht? Wem soll man glauben? Ist Jesus nicht trotz allem ein Träumer? Der Zauber des Anfangs schwindet und Jesus fragt seine Jünger: „Für wen halten mich die Menschen – für wen haltet ihr mich?“ „Du bist der Messias“, sagt Petrus. Was meint er damit? Welche Vorstellung verbindet er mit einer solchen Figur? Offensichtlich anderes als Jesus: dieser sagt Petrus nämlich gleich, dass er leiden werde, gekreuzigt würde – aber auferstehen werde. Das kann nicht sein! Petrus wehrt sich und bekommt eine sehr scharfe Zurechtweisung: „Weg von mir, Satan!“ Und Jesus setzt noch einen drauf: „Wer mein Jünger sein will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich“.

Lohnt sich das? 6 Tage danach – andere Zeugen sprechen von 8 Tagen – nimmt Jesus Petrus, Jakobus und Johannes mit sich auf einen Berg. Was ist bloß bis dahin geschehen? Was haben die Jünger gedacht? Überlegten sie auch, sich davonzumachen? War Jesus der, für den sie ihn hielten?

Auf dem Berg nun geschieht etwas Unerklärliches: Der Jesus, den sie kannten, zeigt sich als der, der Er ist! In all dem Erschreckenden – muss es für die Jünger nicht auch sehr erleichternd gewesen sein? Petrus reagiert sehr verständlich: Lass uns hier bleiben, drei Hütten bauen, lass uns das Ereignis festhalten – lass uns auf dem Berg bleiben und nichts mehr hören von Leiden und Kreuzigung! Was ist schon das Leben da unten, in den Niederungen des Alltags, gegen das, was wir hier erleben?! Verständlich, oder?

Aber dafür ist Jesus nicht gekommen. Er möchte sich gerade in den Niederungen des Alltags aufhalten, um uns immer erfahren zu lassen: ich bin da, ich kümmere mich, ich begleite euch.

Lohnt es sich, Christus nachzufolgen? Ich frage das auch im Blick auf diejenigen, die sich als Erwachsene in unserem Bistum und unserer Pfarrei auf die Taufe vorbereiten; im Blick auf uns, die wir in der Osternacht unser Taufversprechen erneuern. Lohnt es sich? Es kommt darauf an, was ich erwarte: Macht, Einfluss. Leidlosigkeit, unbeschwertes Glück, Gesundheit – nein, dafür lohnt es sich nicht, wenn es das ist was du suchst!

Aber gibt es nicht noch etwas anders, was du suchst? Einen tiefen Sinn in allem, was geschieht; die Erfahrung, dass dein Leben wertvoll ist; dass du – und nur du – eine ganz besondere und einmalige Aufgabe in der Welt hast; dass das Leid – das Kreuz – nicht das letzte Wort hat; und vor allem: dass da jemand ist, der es nicht nur gut meint, sondern der dir näher kommen will, als du es dir vorstellen kannst? Der dich einlädt, dein Leben zu leben, zu dem einfach auch das tägliche Kreuz gehört, und darin zu erfahren: Ich bin da!

Wenn du das suchst, dann lohnt es sich! Denn diesen Jesus verkündigen wir.

Liebe Schwestern und Brüder, die Feier der Eucharistie kann für uns immer wieder zu einer Erfahrung werden, die die Jünger auf dem Berg gemacht haben. Das Entscheidende ist aber: Hier, diese Feier, diese Beziehung soll und dazu befähigen, den Alltag, unser ganz gewöhnliches Tun, als das zu erleben und zu entdecken, was die Jünger erfahren haben: als ein Unterwegssein mit Jesus. Der Ort hier dient dazu, das nicht zu vergessen. Er dient dazu, unser zweifelndes Herz zu beruhigen. Amen.

3. Fastensonntag 2008 – Lesejahr A

Joh 4, 5-42: Am Jakobsbrunnen – Lebenswasser

Liebe Schwestern und Brüder,

ist das nicht ein eigenartiges Gespräch, ein eigenartiger Dialog, den wir gerade im Evangelium gehört haben?! Da ist auf einer Ebene von Wasser die Rede, doch merken wir, spüren wir, dass es da noch um etwas ganz anderes geht. Ja, allerdings, das tut es. Und wir sollten uns das nicht entgegen lassen.

Es ist heiß. Jesus sitzt an einem Brunnen – das Wasser muss heraufgeholt werden und Jesus bittet eine Samariterin, mit denen die Juden normalerweise nicht verkehren, um Hilfe. Die Frau wundert sich: „Du bittest mich um Wasser? Wie seltsam!“ „Ja, stimmt! Denn eigentlich müsste es umgekehrt sein: Du müsstest mich bitten!“ Jetzt wird es spannend. Die Frau fühlt sich pro-voziert – herausgerufen – vielleicht auch verunsichert. Wasser, lebendiges Wasser, sprudelndes Wasser, ewiges Leben – beim letzten Begriff klingelt's, das ist etwas: ewiges, dauerhaftes Leben, Leben, das diesen Namen verdient. Das möchte sie haben. Was sie wohl darunter versteht: mehr Leben? Wie hat sie bisher ihre Sehnsucht danach gelebt. Hat sie es überhaupt getan?

Hier legt Jesus den Finger in eine Wunde – und das schmerzt: „Hol deinen Mann!“ Wie kommt Er dazu? Wieso wechselt Er das Thema? Das tut Er nicht, Er bleibt daran: Er beschreibt das Wasser, von dem die Frau bisher zu leben versuchte: „Ich habe keinen!“ Stimmt, fünf davon hat sie gehabt und mit dem jetzigen führt sie ein unbestimmtes Verhältnis.

Was ist das für ein Schock! Da beschreibt jemand in kurzen Worten mein Wesen, meine Sehnsucht; er beschreibt, wonach ich mich sehne, woran ich leide, wo ich immer wieder enttäuscht werde: Die Suche nach jemandem, der zu mir gehört, bei dem ich „Ich“ sein darf, der mich annimmt, mir Liebe und Geborgenheit schenkt. Was hat die Frau bis zu diesem Zeitpunkt alles hinter sich?! Fünf Männer!

Was dann, äußerst gerafft, erzählt wird, ist die Annäherung der Frau an die Person Jesu: Gottesmann, Prophet, Messias – „Ich bin es“ – Du bist der, auf den jede Sehnsucht zuläuft. Hier und jetzt ist die Entscheidung. Und die Frau entscheidet sich. Zwei Dinge tut sie: sie läuft zu anderen, sie muss erzählen, bezeugen, was sie erlebt, wen sie gefunden hat; und sie lässt ihren Krug stehen, mit dem sie bisher Wasser geschöpft hat. Im übertragenen Sinne braucht sie diesen Krug für die Stillung ihrer Sehnsucht nicht mehr!

Liebe Schwestern und Brüder, seit der frühen Kirche wurden die Taufbewerber am dritten Fastensonntag auf ihrem Weg Richtung Ostern mit diesem Evangelium konfrontiert. Sie sollten und sie sollen noch heute die Einladung Jesu hören, sich bei Ihm das Wasser zu holen, das sie brauchen, das Wasser, das ihrem wirklichen Durst nach Leben entspricht.

Wir anderen gehen auf die Erneuerung unseres Taufversprechens in der Osternacht zu. Und auch uns gilt die Einladung, Leben zu finden, Lebenswasser. In der Fastenzeit soll Jesus wieder die Möglichkeit erhalten, seinen Finger – auch schmerzhaft – in die Wunde meiner Sehnsucht zu halten, wie bei der Samariterin. Wo betäube ich meine Sehnsucht und womit? Wo suche ich immer wieder vergebens, den Durst zu löschen: Arbeit, Geld, Essen, Trinken, Beziehungen der unterschiedlichsten Art, Tratsch, übermäßiger Einsatz für etwas oder jemanden...

Dabei geht es um weit mehr, als nur um meine Vorbereitung auf Ostern und meine Erneuerung der Beziehung zu Jesus. Es geht darum, was Er den Jüngern sagte: „Schaut, die Felder sind reif zur Ernte!“ Menschen, die offiziell nicht zu uns gehören, die religiös „unbespielt“ sind, haben Hunger und Durst nach Leben – wie die Samariterin. Und wir sitzen am Brunnen, wir können dieses Wasser weiter geben, können dieses Wasser vermitteln – aber glaubhaft nur dann, wenn man uns anmerkt, wie wohlschmeckend, erfrischend und befreiend dieses Wasser, Jesus selber, ist. Wir sind wichtig: als Glaubenszeugen. Nicht einfach als Traditionsträger, sondern Zeugen einer lebendigen Beziehung.

Die Frage nach der Zukunft unserer Kirche, unseren Gemeinden ist die Frage nach unserer Bereitschaft, dem eigenen Durst nach Leben nachzugehen und dabei neu Jesus zu entdecken. Das Zeugnis für Ihn kommt dann ganz von selbst. Das sprudelt dann förmlich aus uns heraus. Amen.

5. Fastensonntag Lesejahr A - 2008 Joh 11, 1-45: Um Vertrauen ringen

Liebe Schwestern und Brüder!

Was lässt sich über das heutige Evangelium sagen, das darüber hinaus geht, was sowieso schon überdeutlich ausgedrückt ist: Die Herrschaft Jesu über den Tod?

Ich selbst habe darin etwas entdeckt, das ich gerne mit Ihnen teilen möchte, zwei Gedanken, die letztlich aber zusammen gehören. Der erste Gedanke scheint eine Beiläufigkeit zu sein - aber: Johannes hat nie etwas „Beiläufiges“ zu erzählen! Mit fällt auf, dass am Anfang und am Ende des heutigen Textes die Gestalt der Maria genannt wird. Zuerst zusammen mit ihrer Schwester Marta und dann gleich noch einmal als Erklärung: die Maria, die dem Herrn die Füße gesalbt hat. Die Füße salben? War das nicht die Maria von Magdala? Bei Johannes nicht! War es dann nicht zumindest eine Sünderin, die ins Haus eines führenden Juden kam? Bei Johannes ebenfalls nicht! Bei Johannes salbt tatsächlich die Maria, die die Schwester von Marta und Lazarus ist. Aber ebenfalls wichtig: diese Salbung war zur Zeit der Erweckung des Lazarus noch gar nicht erfolgt! Sie geschah erst später, vor dem Einzug Jesu in Jerusalem. Dass die Salbung hier an dieser Stelle von Johannes erwähnt wird, geschieht meinerseits, unsererseits. Ich soll hier schon wissen: Was jetzt gleich geschieht, lässt das Vertrauen der Maria zu Jesus nur noch größer werden, so dass es dahin kommt, dass sie ihm die Füße salbt.

Und damit komme ich zum zweiten Gedanken, der mit dem ersten zusammenhängt: Der Mittelteil des Evangeliums ist sehr bewegt-dynamisch. Da ist vom Hin- und Herlaufen die Rede, von Begegnung, Vorwurf, Gespräch. Zuerst hört Marta vom Kommen Jesu. Sie läuft ihm entgegen und konfrontiert ihn sofort mit einem Vorwurf: Wärest Du hier gewesen, dann wäre mein Bruder nicht gestorben. Ein ungeheures Wort! Der Hörer des Evangeliums mag denken: Nun, Jesus hat geträdeln, ganz so unrecht hat sie nicht! Marta wandelt diese Härte sofort um in ein Verhandeln: Noch hast Du Gelegenheit, die Sache wieder zu bereinigen. Du kannst das, Gott hört auf Dich. Jesus geht auf den Vorwurf ein, es entspinnt sich ein Dialog. Er redet von Auferstehung, Leben - aber er handelt nicht, wie Marta das erwartet. Schließlich fragt er sie nach ihrem Glauben. Ja, Marta bekennt ihn als Messias - aber damit kommt sie auch nicht weiter.

Hier kommt Maria wieder ins Spiel. Marta lockt sie, behauptet, Jesus hätte sie gerufen. Warum? Spürt sie, dass dieses Verhältnis ein anderes ist? Worin unterscheidet es sich aber dann? Maria läuft sofort los und als sie Jesus sieht - fällt sie ihm zu Füßen! Dies ist die leibliche Geste der göttlichen Verehrung. Was Marta am Ende ihres Gespräches mit Jesus mit den Lippen bekennt - Du bist der Messias - das drückt Maria mit ihrem Leib aus, es ist ihre tiefste Überzeugung. Dann kommt der gleiche Satz wie vorher bei Marta und er ist doch ganz anders: Herr, wärest Du hier gewesen, dann wäre mein Bruder nicht gestorben! Das ist kein Vorwurf, das ist ein Glaubensbekenntnis! Eines, das mit der Enttäuschung ringt. Tränen fließen über das Gesicht, weil sie es nicht versteht, wieso Jesus nicht da war. Er ist doch der Freund! Warum hat er das zugelassen? Marta ist empört, mit Maria hingegen ist etwas ganz anderes geschehen!

In dieser Situation offenbart uns Johannes einen Gottessohn, der wirklich ganz und gar Fleisch wurde, wie es im Prolog des Johannesevangeliums heißt. Hier weint Er, weil er sieht, wie jemand vertrauen will, an ihn glauben will, aber an Grenzen stößt, an denen es nicht mehr geht. Du hättest doch - warum hast du nicht? Du kannst doch? Waren wir Dir doch nicht so wichtig? Jesus weint nicht um den toten Lazarus! Er weint, weil wir so verzweifelt sind, Er weint, weil Er sieht, erfährt, was uns immer wieder an Gott verzweifeln lässt!

Die Botschaft der Evangelien wirbt um unser Vertrauen. Manche können sich darauf einlassen, andere nicht, wieder anderen gelingt es und - das ist wohl das Schlimmste - werden an eine Grenze geführt, an der es nicht mehr geht. Ich empfinde es als tröstlich, dass Jesus um diese Grenze weiß und mit Maria an dieser Stelle weint - auch wenn er weiß, dass alles gut endet. Aber er weiß ebenso, was er uns immer wieder auch zumutet.

Ich vertraue darauf, dass ich in solchen Situationen des Nichtverstehens wie Maria weitergeführt werde und nicht glauben muss, auf Sand gebaut zu haben. Dass ich wie Maria weiß: in Jesus ist Gott selbst bei mir! Amen.

Palmsonntag 2008

Einführung zur Passion

Liebe Schwestern und Brüder,

wir stehen am Beginn der Heiligen Woche: „Heilig“, da steckt „Heil“ und „Heilung“ drin – die Tage laden dazu ein, wieder „heil“ zu werden, „ganz“. Dem diene die bisherige Vorbereitung in der Fastenzeit. Wenn wir jetzt gleich die Passion hören, so hat das wenig mit Erinnerung zu tun – wir sind hier nicht in Oberammergau! Vielmehr hat das Geschick Jesu mit dem unsrigen, mit dem meinen zu tun. Und so ist jeder eingeladen, seinen Part, seinen Platz im Geschehen dieser Tage zu finden – und im Blick auf Ostern.

Dazu drei kurze Gedanken:

Jesus geht seinen Weg konsequent. Er erlebt und erleidet Widerstand, weil Er den Weg geht, weil Er dem Willen des Vaters treu sein will. Dabei wird Sein Vertrauen auf eine harte Probe gestellt.

Kenne auch ich es, dass mein Vertrauen Gott gegenüber ins Schwanken gerät? Ich will mich auf Ihn verlassen, aber gerade deswegen fühle ich mich auch so: verlassen! Not, Probleme in Familie, Partnerschaft, in der Arbeitswelt lassen mich zweifeln, ob Er es gut mit mir meint. Gerade weil ich an einen liebenden Gott glauben will, bin ich ratlos!

Jesus geht Seinen Weg für uns. Sein Einsatz gilt mir, dass ich meine Vorbehalte gegenüber dem Vater ablege und darauf vertraue, dass auch in schweren Situationen Sein Wille zum Durchbruch kommt.

Wo leide ich an den Menschen meiner Umgebung? Vielleicht gerade deswegen, weil sie mir nahe stehen? Ich bin an sie gebunden und gerate an die Grenze meiner Belastbarkeit. Kann ich mich neben Jesus stellen, so dass wir Gefährten sind auf dem gemeinsamen Weg?

Das Evangelium berichtet von ganz unterschiedlichen Personen auf dem Weg: aktive und passive, Gegner und Weggefährten, Ängstliche und Verzweifelte. Wo, in welcher Person finde ich mich wieder? Wo würde ich selbst gerne stehen?

Gründonnerstag 2008

Wertvoll sein

Liebe Schwestern und Brüder,

mich macht gleich am Anfang des heutigen Evangeliums eine Aussage stutzig: „Jesus, der wusste“. Dreimal kommt dieses „Wissen“ im heutigen Txt vor. Er weiß, dass Seine Stunde da ist, auf die Sein Leben hinläuft; Er weiß, dass Sein Leben ganz in der Hand des Vaters liegt; Er weiß, wer Ihn verraten wird. All das wissend, handelt Er – an Seinen Jüngern, an uns. „Hätte ich das gewusst!“, sagen wir manchmal und meinen damit entweder, dass wir etwas nicht getan hätten, wären uns die Konsequenzen oder Hintergründe bekannt gewesen; oder dass wir etwas anderes getan und die Zeit nicht so verbracht hätten, wie es eben geschehen ist. Das kann sich auch auf Personen beziehen.

Jesus wusste alles – und das meint erst einmal auch das, wofür dieses Kreuz hier hängt. Und dennoch handelt Er so an den Jünger – das kann doch nur bedeuten: Ihr seid mir so wichtig, so wertvoll! „Begreifst Du das?“, ist die Frage, die Jesus Petrus und den anderen Jüngern stellt, die Er uns stellt.

Manchen Teilnehmern unseres Glaubenskurses, der in diesen Tagen zu Ende geht, war eine Überraschung, ja eine Freude anzumerken: zu begreifen, aus welch tiefen Quellen die Liturgie der Eucharistiefeyer schöpft. Dass sie vorausgebildet ist in der jüdischen Paschafeier, in der Befreiung aus dem Sklavenhaus, im Schlachten des Lammes, dessen Blut Sicherheit und Schutz bietet. Befreiung aus dem Unheil, Unterwegssein mit Gott – wenn das auch einmal die Wüste sein kann – und dabei immer das Ziel vor Augen: das Gelobte Land. Weil Sein Volk Ihm, Gott, so wichtig ist!

Paulus hat es den Korinthern erzählt, was auch ihm selbst überliefert worden ist: Jesus hat in der Nacht des Verrats Brot und Wein genommen und als seinen Leib und sein Blut bezeichnet. Mehr noch: So oft wir das tun, verkünden wir seinen Tod, lassen wir uns befreien von allem, was unser Leben mindert, und werden hineingeführt in die Weggemeinschaft mit IHM – auch wenn das manchmal durch Wüsten gehen kann. Wichtig ist: es ist Gemeinschaft mit Ihm, weil ich ihm wichtig bin!

Liebe Schwestern und Brüder, „begreifen“ wir das? Es ist ganz wichtig, dass wir das tun, denn auch daran hängt es, ob wir das Beispiel, dass Jesus uns gibt, nachahmen können. Ein Beispiel oder besser: eine Lebenshaltung, die deutlich macht, wie wertvoll der Mensch, jeder, ist. Darauf warten die Menschen nämlich. Sie warten nicht in erster Linie auf Christen, sie warten auf etwas, was heute immer seltener in Erscheinung tritt: Wie wertvoll der Einzelne ist!

Um das begreiflich zu machen, geschieht heute in der Liturgie etwas, das nicht nur die Apostel verblüfft hat: die Fußwaschung! „Begrift ihr, wisst ihr, was das bedeutet?“, fragt Jesus, und hier meint das „Wissen“ ein Wissen aus Erfahrung. Auf welche Erfahrung spielt Er an? Eine Fußwaschung ist heute nicht mehr im Bereich unserer Erfahrungsweswelt, also worum geht es? Was soll mir deutlich werden? Jesus beugt sich zu einem Dienst nieder, der einerseits alltäglich war, der aber immer ein niederer Dienst war – einem Freund würde ich das niemals zumuten. Wenn ein Freund es dennoch bei mir tut, dann will er damit zeigen: Du bist mir so vertraut und so teuer, dass ich mich dadurch vor dir nicht klein mache. Du bist mir wertvoll, was kann ich noch tun und sagen, um es dich wirklich glauben zu lassen? Unter den Aposteln war wohl keiner, der dies „verdient“ hätte. Das Geschenk der Freundschaft, so unbedingt – weil du mir wertvoll bist, gerade auch mit dem, was du gerne verbirgst, was deinen Schatten ausmacht, auch mit deinem alltäglichen Verrat an mir. Nein, zu unserer Erfahrung gehört das nicht. Weiß Gott nicht!

Wenn jetzt gleich 12 Menschen – zwölf Jüngern – die Füße gewaschen werden, so geschieht das auch stellvertretend für jeden von uns. Jeder darf sich in Gedanken dorthin setzen. Zu mir kommt Jesus, zu mir, weil Ihm meine Nähe wichtig ist.

Haben wir den Mut, dies zu einer Erfahrung werden zu lassen, die nur tiefe Freundschaft schenken kann, nach der sich heute so viele Menschen sehnen, eine Freundschaft, die mich zutiefst begreifen lässt, wie wertvoll ich IHM bin. Weil Er weiß, wie ich mich im Innersten danach sehne. Amen.

Karfreitag 2008

Was wäre wir ohne das Kreuz?

Was wären wir ohne das Kreuz? Nein, ich meine nicht, was wir ohne das Leid wären, den Schmerz, ohne die bange Frage, die Leere, die Sinnlosigkeit. Es wäre müßig, sich darüber Gedanken zu machen, utopisch. Ich meine: was wären wir ohne das Kreuz, das Kreuz auf dem Berg Golgotha, das Kreuz inmitten der beiden anderen Kreuze, das Kreuz Jesu? Manche sagen, es sei ein Unfall, von Gott keineswegs gewollt, es sei ein Zeichen der Grausamkeit der Menschen. Jesus hätte einen anderen Weg gehen wollen. Ohne das Kreuz in der Mitte – was wäre dann?

Da sehe ich zuerst die beiden Schächer: nicht mehr links und rechts, sondern nebeneinander. Der eine hätte in seiner Wut, die Ausdruck seiner Verzweiflung ist, niemanden mehr, dem er seine Verachtung entgegenwerfen könnte. Nicht einmal mehr „Nein“ sagen können gegenüber der Hand, die sich mir tröstend entgegenstreckt – weil es diese Hand nicht gibt. Das wäre die Hölle.

Ich sehe auch den anderen in seiner Trauer über sein Schicksal, über seine Schuld, über sein verwirktes Leben. Für die Zuschauer ist dies nur ein kurzes Intermezzo, das den Alltag etwas aufregend unterbricht; ein Erschrecken vielleicht, welche Wege ein Mensch geführt werden kann. Aber für den, der da hängt, endgültig?! Er ist doch schuldig geworden!?! Durchaus. Aber ist damit ein Neuanfang, ein Verzeihen nicht mehr möglich? Zumal doch kaum jemand das Böse um des Bösen willen wählt, sondern weil er – warum auch immer – darin irgendetwas Gutes sieht, wie verquert dies auch sein mag. Einen Fehler einzusehen, umzukehren, einen neuen Anfang wagen, um Verzeihung bitten – ohne Perspektive. Ist das nicht absurd?! Glauben zu müssen, dass das Leben im Absurden endet – der Schächer stürbe tausend Tode, bevor der letzte Tod gnädig und endlich eintreten würde.

Was wären wir ohne das Kreuz – was wären wir ohne dein Kreuz, Herr, Freund? Wie vielen Menschen gibt es Kraft, Halt, Trost, Sicherheit – gerade weil ihr eigenes Leben all das nicht oder nicht mehr bietet? Trost finden wir nun mal nicht im unbesiegbaren und unverwundbaren Held. Nein, Trost ist da, wo Du selbst mitten drin hängst.

Ich weiß nicht, warum es so sein soll. Ich weiß aber wie gut es ist. Du selbst, der so sehr einer von uns ist, dass Dir nichts fremd ist, gerade auch das, was unser menschliches Antlitz entstellt. Ohne Dein Kreuz – wie sollten wir denken können, dass der Tod durchkreuzt werden könnte? Aber wenn Du selbst inmitten der Kreuze hängst – dann ahne ich, nein, dann wage ich zu hoffen, dass Gott damit nicht am Ende ist. Ich wage zu hoffen, dass die Wut, die Resignation, die Trauer, die Enttäuschung, das Nichtverstehen, das Alleinsein derjenigen, die an den Kreuzen ihres Lebens angenagelt sind, nicht wie abgerissene Fäden in der Luft hängen, sondern dass sie sich um Dein Kreuz winden, ranken, klammern können, weil aus diesem Holz – ich weiß nicht wie – neues Leben kommt. Du hast es gesagt. Und jetzt kommt alles darauf an, dass ich DIR glaube. Freund. Amen.

Ostersonntag 2008

Übergang ins Leben

Liebe Schwestern und Brüder,

was antworten wir Menschen, die nach unserem Glauben, nach unserer Hoffnung fragen? Gerade jetzt an Ostern, wo es für viele über die Ostereiersuche oder ein Frühlingsfest nicht hinausgeht? Die Fragen sind unterschiedlich:

Wann ist Ostern? Diese Frage lässt sich relativ leicht beantworten: Am ersten Sonntag nach dem Frühlingsvollmond. Jedes Jahr anders, dieses Mal sehr früh!

Wo wird es Ostern? Die Antwort darauf ist schon nicht mehr so leicht. Egal ob in Jerusalem oder bei uns in Kiedrich: Ostern wird es dort, wo sich Menschen durch das Neue, das von Gott kommt und Leben heißt, überraschen lassen. Das kann überall geschehen und zu jedem Zeitpunkt. Immer aber ist es ein Fest.

Wie wird es Ostern? Das ist eigentlich die entscheidende Frage. Die Antwort darauf ist daher wichtig, aber wie lautet sie? Ist sie so kompliziert? Oder so ungeheuerlich? Die Liturgie braucht in der vergangenen Nacht lange, bis sie sich zum Halleluja durchringen konnte. Sie nahm sich Zeit, weil sie auf jeden Rücksicht nehmen will, da doch jeder wertvoll ist und Ostern feiern soll. Sie versuchte es auf verschiedenen Bahnen, mit verschiedenen Bildern, aber letztlich geht es um das, was schon die jüdische Paschafeier von ihrem Wesen her ist: Das Eingreifen Gottes, um zum Aufbruch zu bewegen, um Leben zu ermöglichen, um die Veränderung, den Übergang zu wagen.

Das mag beunruhigen: Es geht um Veränderung, um Übergang. Wir kennen diese Worte und wissen, was mit ihnen gemeint ist. Und wir leben gerade in diesen Jahren in einer Zeit gehöriger Veränderungen, keineswegs nur in der Kirche, aber da auch!

Veränderungen machen Vielen Angst, denn sie zwingen uns, einen neuen Ort einzunehmen. Das kann schmerzen. Vor allem die, die sich als die Verlierer dieser Veränderung verstehen. „Schluss mit den Veränderungen, wir wollen Sicherheit, das Bewährte!“ So verständlich das ist – aber das Leben ist anders und damit auch Ostern, denn da geht's ums Leben!

So schön es war, der gute Anfang der Schöpfung, erinnern Sie sich an die erste Lesung der Nacht – es blieb nicht so. Was blieb ist das „sehr gut“ Gottes. Die Befreiung aus Ägypten, der Ursprung der Paschafeier, war gar nicht so einfach zu bewältigen. Das Volk brauchte lange, um im Gelobten Land anzukommen!

Dass Gott das Herz des Menschen will und nicht einfach seinen Gehorsam, musste Abraham schmerzlich lernen. Dieser Übergang, seinen eigenen Sohn loszulassen, führte ihn wohl jenseits der Grenze dessen, was einem Menschen zuzumuten ist. Und so geht es weiter: die Propheten sehnen ein neues Herz der Menschen herbei, sie ahnen, dass sonst nichts Neues geschehen kann, Gott bei ihnen nicht zum Zuge kommen wird.

Und das Evangelium bringt es noch einmal besonders schön auf den Punkt: Da wird der Übergang sichtbar – der sich bei jedem anders vollzieht. Die beiden Jünger sind beunruhigt und sehen ein leeres Grab. Was soll das denn jetzt? Der eine prüft und braucht Zeit, der andere ist schon jenseits dieser Schwelle: die Nähe zu Jesus, die er vorher schon lebte, macht ihn fähig, mit einer neuen Situation neu umzugehen: er sah, und glaubte! Maria von Magdala ist nur traurig, nein, sie ist verzweifelt. Können wir das nicht gut verstehen. Wie vielen von uns ist es schon so ergangen oder wir kennen Menschen, denen es so ergeht: die durch eine neue Situation, eine Veränderung, die durchaus auch Schmerzliches brachte, ganz aus der Bahn geworfen werden, den Halt verlieren. Sie ist auf der Schwelle des Übergangs, ihr begegnet Jesus, aber sie will noch am Alten festhalten, an dem, was sie kennt, was in ihren Denkhorizont passt. Erst als ihr Name fällt – Maria – da merkt sie: in dieser Weise hat er sie wohl auch früher schon angesprochen – das kann nur ER sein. Und sie springt – in das Neue der Auferstehung hinein, die ihr ganzes Leben von Grund auf verändern wird

Wie wird es Ostern? Wenn wir den Übergängen, die uns im Leben erwarten, auf die wir immer wieder zugehen, in der Haltung der Christen begegnen: dass Er, Christus, uns, Seine Kirche

begleitet, dass Er sie überraschen und Wege führen will, die – auch wenn sie ungewohnt sind – doch immer ins Leben führen.

Wenn wir diese Zuversicht ausstrahlen, nicht aus Zwang, sondern weil Er und ergriffen hat, dann brauchen wir keine Angst zu haben. Keine Angst vor Ostern – zumindest nicht mehr als die Frauen am Ostermorgen, denen Jesus begegnet. Halleluja.

4. Sonntag der Osterzeit 2008 – Lesejahr A

Seid meine Zeugen – Weltgebetstag für geistliche Berufe

Liebe Schwestern und Brüder,

bei der heutigen Lesung aus der Apostelgeschichte bleibe ich seit Tagen immer an einem Satz hängen: „Als sie – die Zuhörer – das Wort des Petrus hörten, traf es sie mitten ins Herz und sie sagten zu Petrus und den übrigen Aposteln: was sollen wir tun, Brüder?“ Was hier im Deutschen „ins Herz treffen“ übersetzt wird, ist im Urtext mit einem Wort beschrieben, das in der ganzen Heiligen Schrift allein an dieser Stelle vorkommt: durchbohren, durchstechen, im übertragenen Sinn „völlig treffen“, „aufwühlen“. Da werden Menschen aus ihren Angeln gehoben, da gerät alles ins Rutschen und sie bitten: helft uns, was sollen wir jetzt tun?

Was ist da geschehen? Ein Glücksfall der Pastoral? Die Predigt des Petrus, seine Rede, können wir im 2. Kapitel der Apostelgeschichte nachlesen. Das wird aber nicht reichen, um zu verstehen, was da geschehen ist. Es muss das Feuer in seiner Stimme gewesen sein, die Begeisterung und Leidenschaft, die tiefe Überzeugung, kurzum: es muss zu spüren gewesen sein, dass es stimmt, was er da sagt!

Was hat er gesagt? Er hat über Christus gesprochen und seine Bedeutung für uns. Er hat in seinen Worten das ausgesprochen, was wir heute im Johannesevangelium als Selbstaussage Jesu hörten: Er ist der Hirt, Er führt – im Bild gesprochen – auf die gute Weide, Er kennt jeden, der zu Ihm gehört; Ihm liegt an jedem von uns, so sehr, dass Er sein Leben für uns hingibt.

Mich begeistert der Satz aus der Apostelgeschichte auch deswegen, weil wir an diesem Sonntag den Weltgebetstag für geistliche Berufe begehen. „Seid meine Zeugen“, so ist er mit einem Wort aus dem Matthäusevangelium überschrieben. Meine Zeugen – wofür? Wer ist dieser Christus, für den wir Zeugnis ablegen sollen?

Die Heilige Schrift und viele Berufungsgeschichten durch alle Jahrhunderte hinweg berichten, dass Menschen voller Begeisterung erkennen: es geht ums Leben, es geht um alles! Um diesen Jesus dreht sich alles. Restlos alles! Aus dieser Begeisterung gestalten sie ihr Leben und können andere anstecken, so dass auch sie erfahren: es stimmt!

In diesen Jahren entdecken wir in unserer Kirche gerade in Deutschland mehr und mehr, dass es nicht einfach nur um Weitergabe des Glaubens in dem Sinne geht, dass Inhalte, der Katechismus, die 10 Gebote vermittelt werden – auch wenn dies wichtig ist, denn unsere kulturelle Identität basiert auf dem Wissen um die Grundsätze des Christentums. Viele Menschen auch in unserer Gemeinde bemühen sich da redlich und werden immer wieder enttäuscht, weil es offensichtlich so wenig fruchtet.

Liegt es nicht auch darin, dass die Begeisterung des Glaubens so wenig spürbar wird, oder besser: die Begeisterung für Jesus, für seine Person? Wenn wir als Gemeinde in den unterschiedlichsten Gruppen zusammen sind sprechen wir über viel, aber kaum einmal sprechen wir darüber, wer Jesus für uns ist, wie wir Ihn im Alltag erfahren, wie sehr Er uns begleitet, uns berührt, im Alltag erfahrbar ist. Dabei kommt es genau darauf an!

Es war für mich eine schöne Erfahrung, in der Fastenzeit einen Glaubenskurs im Pastoralen Raum begleiten zu dürfen. Er ging um die Eucharistie, um ein tieferes Verständnis ihres Aufbaus, der Liturgie. Aber vor allem ging es um IHN, um Christus, um den sich alles dreht. Ich sah es in vielen Augen, hörte es in manchen Gesprächen, las es in einigen Briefen: Wir haben den Schatz entdeckt, den wir in unserer Kirche hüten, um den sich alles dreht.

Seid meine Zeugen – ich kann nur Zeuge dafür sein, was ich erlebt habe, Zeuge einer Begegnung, eines Ereignisses. Es geht um Jesus, um Seine Nähe, eine Nähe, die so erfüllen kann, dass Menschen seinetwegen ehelos leben; eine Nähe, die Hoffnung und Zuversicht schenkt; eine Nähe, die Menschen im Sakrament der Ehe zusammenführt. Für mich gibt es seit Jahren das Wort „Zufall“ nicht mehr – ich darf entdecken, dass Er der „Hirt“ ist – mir gefällt das Wort „Freund“ besser: „Vertraue mir, ich führe Dich, wenn Du mich lässt.“ Hören wir auf, unser Leben zu leben als sei es eine Aneinanderreihung von Zufällen und geben wir genau davon Zeugnis. Wir haben in der Kirche, in unseren Gemeinde über so viel geredet – reden wir doch wieder über Ihn, über unsere Beziehung zu Ihm, wie man Ihn entdecken kann, wie Er sich zeigt. Wir werden staunen, welche Berufungen da wachsen – ich glaube, dass sie schon längst da sind, es aber nicht wissen, da niemand mit ihnen spricht: Über IHN, den Petrus so begeistert verkündete, dass andere fragten: was sollen wir tun? Amen.

5. Sonntag der Osterzeit – Lesejahr A 2008

Freiheit

Liebe Schwestern und Brüder,

wofür steht diese Osterkerze? Für Christus natürlich, den Auferstandenen, der mitten unter uns ist. Diese Osterkerze soll uns daran erinnern, dass wir aus Ostern leben sollen – ganz konkret. Das Tagesgebet der heutigen Messe formuliert so: „Du hast uns als deine geliebten Kinder angenommen; schenke uns die wahre Freiheit“ – „et vera libertas tribuatur“! Ostern hat mit Freiheit zu tun! Dieser Begriff gehört zum Grundwortschatz menschlicher Gemeinschaft und muss dennoch immer wieder neu errungen werden. Wir sehen das momentan in Tibet und an dem – wie ich finde – beschämenden Lavieren von Politik, Wirtschaft und in diesem Falle auch Sport; wir haben das letzte Woche gesehen, als es um die Freiheit der Forschung ging, die sich auch des menschlichen Lebens bemächtigen will.

Ostern führt uns in die Freiheit und das zweifach. Die Lesungen machen das deutlich. Ostern ist zuerst „Freiheit für“, Freiheit, die sich für etwas einsetzt. In der konkreten Situation der frühen Christengemeinde in Jerusalem tragen die Apostel die Entscheidung, Diakone für den diakonalen Dienst der Kirche einzusetzen. Die Gemeinde nahm Struktur an, die zur Zeit Jesu noch nicht ahnbar wart. Jetzt gilt es, darauf zu reagieren – im Geist Jesu auf eine neue Situation reagieren! Nicht die Haltung hilft weiter: das war schon immer so – „seit mers gedenkt“, sondern um der Klarheit der Botschaft willen, um die Verkündigung zu ermöglichen, müssen neue Wege gegangen werden. Diese Freiheit kann Manchen Angst machen – aber für diese evangelische Freiheit steht diese Osterkerze!

Auch der 1. Petrusbrief, aus dem wir in der 2. Lesung hörten, spricht von dieser „Freiheit für“, wenn er die Christen ermutigt, sich – im Bild gesprochen – als lebendige Steine zu einem geistigen Haus aufbauen zu lassen. Wozu er ermutigt ist wirklich aktuell: Lass dich darauf ein, in der Gemeinschaft der Kirche deinen Part zu spielen, dort, wo du hingestellt wirst. „Ihr seid eine königliche Priesterschaft“ – geht, macht das deutlich. Setzt eure Freiheit dafür ein. Menschen, die in der Fastenzeit den Glaubenskurs in unserem Pastoralen Raum besucht haben, bekamen davon wieder neu eine Ahnung: Christus lädt mich ein, mich ganz auf IHN einzulassen, damit ich dort, wo ich bin, ganz der sein kann, der ich sein soll.

„Schenke uns die wahre Freiheit“ – das ist der eine Aspekt der Freiheit. Die Freiheit, mich hinzugeben, mich einzusetzen, mir von Gott meine Wege zeigen zu lassen. Dafür steht diese Kerze.

Sie steht aber auch für den anderen wichtigen Aspekt der Freiheit. Das Evangelium spricht davon: „Lasst euch nicht erschrecken“! Christus befreit mich von der Angst, von der Unruhe, vom Zweifel. ER selbst hat all das durchgemacht und weiß, wovon Er spricht. Er ermutigt uns, Ihm zu folgen – Er ist der Weg, die Wahrheit und das Leben -, Er bereitet uns die Heimat, die wir alle brauchen und letztlich ersehnen. Er befreit uns zu einer Freiheit von der Angst, damit wir umso unerschütterlicher seine Botschaft verkünden. Diese Osterkerze erinnert uns daran, dass wir von Angst befreit leben können, vom der Angst zu kurz zu kommen, Nachteile zu erleiden, wegen des Glaubens verlacht zu werden oder Schlimmeres zu erleiden.

Die Osterbotschaft hat Sprengkraft in sich, denn sie kann Christen zu sehr unangenehmen Zeitgenossen machen, die sich für die Botschaft Jesu einsetzen – in Politik, Wirtschaft und auch Sport, in der Medizin, im alltäglichen Zusammenleben. Der Papst mahnte nicht nur die US-Amerikaner daran, dass dort, wo die christlichen Werte verloren gehen, ein Land seine Seele verliert. Das trifft auch uns. Christus lädt mich dazu ein, befreit zu leben – und das darf ich mir zuerst schenken lassen: Befreit von Schuld, Angst, von Zwang, von dem, „was man sagt“. Und ich darf mich als Anwalt der Freiheit senden lassen: zuerst in mein Lebensumfeld hinein. So möchte ich – auch wenn mir wieder Kritik entgegengebracht wird - noch einmal betonen, dass wir als Christen, jeder Einzelne, Mitverantwortung für die Werte tragen, die dem Christentum eigen sind: Und dies im Handel, der Politik, im gesellschaftlichen Diskurs. Da kann sich niemand aus der Verantwortung stehlen, da macht man mit oder eben nicht – beim Sonntags- und Feiertagsschutz, beim Lebensschutz, bei der Toleranz jedem Menschen gegenüber. Das kann Nachteile bedeuten. Gewiss. Aber dann muss ich mich wieder nach meiner Wertetabelle fragen. Was ist das Fundament meines Lebens?

Die Osterkerze erinnert mich daran – und ich bitte mit Nachdruck um die Freiheit, die nur Christus schenken kann. Amen.

6. Sonntag der Osterzeit Lesejahr A – 2008

„wenn ihr mich liebt“

Liebe Schwester und Brüder,

„und dann bist du ganz allein, da hilft dir keiner!“ – der Mann war verzweifelt und vor allem traurig. Wenn seine Geschichte auch eine einmalige ist, so wusste ich doch, was das Empfinden in ihm anrichtet – ich habe es an anderen Menschen immer wieder erlebt und ich habe es selbst schon erlitten: Da bist du ganz allein.

Empfindungen von alt gewordenen Eltern, für die die Kinder wenig Zeit haben; Menschen, die nach einer gescheiterten Beziehung neu anfangen; ein Karriereknick, der in die Resignation und die Isolation führt; Krebspatienten, die sich von den „anderen“ gemieden fühlen: Trauernde, die noch viele Monate nach dem Verlust eines geliebten Menschen nicht in das „normale“ Leben zurück können.

Als ich einmal in einer solchen Situation der Verlassenheit meinen geistlichen Begleiter aufsuchte – um nach entsprechender Klage auch entsprechend bedauert zu werden – hielt er mir entgegen: „Robert, weißt du eigentlich, dass die geistlichen Väter der ersten Jahrhunderte des Christentums alle darin übereinstimmen, dass für sie die größte aller Sünden der Misstrust, die Akedia, ist?“ Das saß! Die größte Sünde ist, daran zu zweifeln, dass Gott mich kennt, mich begleitet, mich liebt und führt. Die größte Sünde ist, an der Nähe Gottes zu verzweifeln – Sünde, im wahrsten Sinne des Wortes: ich sondere mich ab.

Widerspruch kann jetzt laut werden: ich sondere mich ab? Du, Gott, bist doch fern! Du zeigst Dich nicht! Du lässt deine Liebe nicht sehen! Warum?

Genau hier setzt das heutige Evangelium an: „Wenn ihr mich liebt“ - ! Agape, die wohlwollende Liebe, die ihr Wohlwollen nicht darin zeigt, dass sie tut, was die geliebte Person verlangt, sondern was diese vom Liebenden wirklich braucht! Wenn ihr mich so liebt, dann werdet ihr die Gebote halten, dann wird der Beistand, der Geist der Wahrheit, kommen, dann werdet ihr erfahren, dass ihr nicht allein seid – keine Waisen!

Wir sind im Evangelium wieder im Abendmahlssaal und Jesus verabschiedet sich. Er tut es mit Worten, die seine Jünger in diesem Moment nicht verstehen können, die aber über die Jünger an jeden von uns gerichtet sind.

Das Leben in seiner Nachfolge, das Leben als Christ, hat seinen Dreh- und Angelpunkt an einer einzigen Stelle: in meiner Beziehung zu IHM, Christus. Christliche Gebote, moralisches Verhalten, Zeugnis gegenüber einer desinteressierten Öffentlichkeit, Bestehen von Lebenskrisen – liebst du mich?

Wie in jeder menschlichen Beziehung wird es eine Ansammlung guter Erfahrungen sein, die mich langsam über die Brücke des Vertrauens gehen lässt. Und wenn dort gilt, dass nur Liebe die Liebe erkennt, so gilt das in gleichem Maße für die Beziehung mit Christus: wenn ich Ihn nur als Wunscherfüller-Gott, als besseren Talisman, als Glücksbringer und Unheilverschoner ansehe, dann wird mich jede Schicksalswendung neu die Frage stellen lassen: warum? Es ist die Frage des Untertanen, der den Herrschenden nicht versteht – „ich aber nenne euch Freunde“, sagt Jesus!

Christen sind keine Glückskäfer und Dauerlächler – sie sind Menschen, die sich auch im Unglück getragen wissen; Christsein verschont mich nicht vor Krankheit und Leid, aber es gibt mir die Kraft, im Leid das geschundene Gesicht des Freundes zu sehen, der Jesus heißt. Christsein gibt kein Zeugnis eines moralischen Besserwissens – es gibt Zeugnis von der Hoffnung, wie es Petrus in der 2. Lesung sagt.

Du bist nicht allein, du bist getragen, es ist ein Sinn in allem tief verborgen – dieses Zeugnis brauchen wir immer wieder und vor allem braucht es unsere Gesellschaft. Aber die Wahrheit dieses Zeugnisses kann jeder nur selbst entdecken. Eine von vielen Weisen, dies zu entdecken, wenn auch eine besondere, ist der Gottesdienst. Die Wahrheit Seiner Begleitung, Seiner Kraft, die Er schenkt, Seiner Gemeinschaft, die mich nicht wirklich einsam sein lässt – das ist Leben nach Ostern. Amen.

Himmelfahrt 2008 – Lesejahr A

An Seiner Gegenwart zweifeln

Liebe Schwestern und Brüder,

„was immer auch passiert – ich bleibe bei Dir“ – ist das nicht ein wunderschönes Wort. Ja eigentlich ist es „unmöglich“. Vieles im Leben, gerade auch das Schwere, lässt sich ertragen, wenn einer bei mir ist, wenn ich nicht nur die Freude, sondern gerade auch das Leid, den Schmerz, die Trauer, den Verlust mit einem anderen teilen, ja tragen kann. Bei Hochzeiten gehört es für mich immer zu den bewegendsten Momenten, wenn die Brautleute sich gegenseitig zusprechen: „Ich bleibe bei Dir, in guten und schlechten Tagen, bis der Tod uns scheidet“. Was daraus auch immer wird: in diesem Moment ist es zutiefst ernst gemeint, als Wunsch und als Versprechen. Und gerade wenn wir gebrannte Kinder sind und uns denken mögen: „Schön ist es ja, ich wünsche es ihnen auch, aber das Leben wird euch noch formen“ – wenn wir einer solchen Liebe, einer solchen Freundschaft begegnen, dann berührt das doch unser Herz.

Ich bleibe bei Dir – es berührt und gleichzeitig wissen wir um die Zerbrechlichkeit. Wir wünschen es uns und wissen doch auch, dass wir es nicht einfordern können. Ich erlebe es immer wieder, dass Menschen sich scheuen, die Hilfe anderer in Anspruch zu nehmen, ihnen „zur Last zu fallen“ – kann ich das dem anderen zumuten? – aber ist dahinter nicht vielleicht auch die Angst, der andere könnte sich dann zurückziehen, wenn ich gerade Vertrauen aufgebaut habe. Dann lieber gleich alleine.

Diese Überlegungen gingen mir durch den Kopf, als ich im heutigen Evangelium über den „Zweifel“ nachdachte, von dem da die Rede ist. Jesus zeigt sich nach der Kreuzigung das erste Mal den Jüngern und diese kamen auf die Botschaft der Frauen hin nach Galiläa. Sie sehen ihn – einige aber hatten Zweifel. Woran hatten sie gezweifelt? Sie sehen doch, dass er es ist, woran also zweifeln sie.

Das Wort, das Matthäus hier für „zweifeln“ benutzt, kommt nur bei diesem Evangelisten vor und dies auch nur zwei mal. Vorher kam es im Vorwurf vor, den Jesus dem Petrus nicht erspart: „Du Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt“, als Petrus auf das Wort Jesu hin auf dem Wasser wandelt und plötzlich unterzugehen droht. Petrus lief auf dem Wasser, wovor hatte er Angst? „Kann es wirklich sein, wird das Wasser auch weiterhin tragen, es hat doch keine Balken?!“

Es ist nicht der grundsätzliche Zweifel, ob etwas stimmt oder nicht stimmt, ob es wahr ist oder nicht. Es ist der Zweifel, ob ich mich darauf verlassen kann, was ich gerade erlebe, ob diese Sache, der Mensch mein Vertrauen wirklich verdient.

Wie antwortet Jesus? „Mir ist alle Macht gegeben“ – ich weiß, woran ihr zweifelt und ich kann euch nur sagen, dass ich euch meine Treue verspreche, die sich nicht ändert, die sich auch durch äußere Einflüsse nicht aufhalten lässt.

Liebe Schwestern und Brüder, dieses Wort Jesu ist durch die Jahrhunderte gegangen und seitdem haben unzählige Menschen ihre Erfahrungen damit gemacht. Sie bestätigen, dass es so ist, dass Er treu ist, dass Er der ist, der unser Vertrauen verdient. Aber jedes Zeugnis kann nur werben, dass ich die Entscheidung wage: Wage ich den Sprung in das Vertrauen und lasse ich mich überraschen, wie Er mein Leben begleiten wird?

Wo ist dafür ein Schlüssel? Immer nur im Alltag – dort, wo ER anzutreffen ist. Wie wäre es, das Alltägliche einmal nach dem zu durchforsten, ob es wirklich alltäglich ist: die Begegnungen, die Aufmerksamkeiten, das Lächeln, die Freundschaft eines anderen – könnten sie mir eine Ahnung davon verleihen, dass es möglich sein könnte, dass ER, meist verborgen, hinter allem steckt?

Was ist in den finsternen Stunden? In Stunden, in denen nichts so zu bleiben scheint, wie es einmal war. Könnte es nicht doch sein, dass Er neben mir aushält und ich in die Unsichtbarkeit nur meine Hand ausstrecken müsste?

Gott hält Sein Versprechen – daran halte ich mich fest. Vielleicht muss ich ja nur bestimmte Sinne neu schulen, die mich das richtige Sehen lehren. Das Sehen, das mich entdecken lässt, dass mir von dem Altar nicht einfach Brot gereicht wird?! Es ist dasselbe Sehen, das mich tief im Herzen wissen lässt: Der Freund, der Partner, der Mensch an meiner Seite will mir von Herzen gut. Wage ich es doch einmal, so auf Christus zu schauen. Amen.

Dreifaltigkeitssonntag 2008 – Lesejahr A

Glaubhaft ist nur Liebe

Liebe Schwestern und Brüder,

Glaubhaftigkeit ist ein hohes Gut! An ihr messen wir Menschen, ob sie uns bequem oder unbequem sind. Damit spielt die Politik – leider erleben wir es immer wieder, dass es dabei oft nur um Fassade geht.

Glaubhaftigkeit haben die Israeliten verspielt: nach dem Auszug aus Ägypten haben sie Gott Treue versprochen, Gott selbst wollte sich fest an Sein Volk binden. Ein besonderer Bund soll vorbereitet werden. Während Mose von Gott selbst die Worte des Bundes erhält und sie aufschreibt, sollte das Volk diese Begegnung im Gebet unterstützen. Doch was tut es? Es baut sich ein Goldenes Kalb! Mose tritt daraufhin für sein Volk ein, er bittet Gott um Verzeihen auch wenn er weiß, dass es darauf kein Anrecht hat. Und Gott zeigt sich, indem Er seinen Namen mit Inhalt füllt: Der Allmächtige ist ein Gnädiger und Barmherziger!

Es war während des Grundstudiums der Theologie, als mich ein kleines Buch eines großen Theologen in den Bann zog, das den Titel trug: „Glaubhaft ist nur Liebe“. Toller Titel! Vom Inhalt verstand ich nicht viel – ich erwartete wohl anderes. Einer unserer Professoren an der Uni nahm diesen Titel auf: Liebe und Glaubwürdigkeit – nur unter dieser Rücksicht kann ich begreifen, wer unser Gott ist.

Nur die Liebe ist glaubwürdig: Was heißt das? Das sind doch jetzt einmal nur Worte! Im AT zeigt Gott Seine Größe im Verzeihen, im Mitgehen, daran, dass Er nicht an etwas interessiert ist, sondern am Menschen. Aber das reicht nicht! Von Mitleid und Verzeihen kann sich der Mensch auf Dauer nicht ernähren! Gerade dann, wenn nichts mehr trägt, wenn das Leben aus den Fugen gerät – Gott, auch wenn Du noch so barmherzig bist, so bist Du mir doch fern! Wie soll Gott zeigen, dass Er wahrhaft liebt?

„Gott hat die Welt so sehr geliebt, dass Er seinen einzigen Sohn hingab“, so beginnt das heutige Evangelium. Gott ist nicht einfach barmherzig. Gott ist einer, der mitgeht, mehr noch, der mitleidet, mit-einsam ist, der mit-stirbt. Ist es nicht das, was wir uns zutiefst ersehnen, ohne es in der besten Beziehung und Freundschaft jemals erreichen zu können: ich bin da!?

Die Kirche begeht heute den Dreifaltigkeitssonntag. Sie feiert, was sie seit 2000 Jahren stammeln lässt: Gott ist einer und doch ist Er in sich Gemeinschaft. Ja klar, wenn Er in sich Liebe ist, dann muss Gemeinschaft zu seinem Wesen gehören – sonst wäre jede Rede von Liebe widersinnig! Wir glauben an einen Gott, der meines Vertrauens würdig ist, weil Er die höchste Form der Liebe anbietet: das Leben in der liebenden Gemeinschaft, die Er selbst ist. Jeder Gedanke an einen rachsüchtigen, strafenden, drohenden, desinteressierten Gott prallt daran ab – oder besser: ein solcher Gott würde meine Vertrauen nicht glaubwürdig verdienen!

Was das im Alltag heißt? Das bin ich eingeladen zu entdecken – das kann ich aber nur, wenn ich mich der Mühe unterziehe, die Beziehung mit dem zu pflegen, der eine Beziehung anbietet. Diese Beziehung bedeutet Leben, Leben, nach dem ich mich zutiefst sehne. Es ist ein Leben in einer Gemeinschaft, die wir Vater, Sohn und Heiliger Geist nennen.

Diese Gemeinschaft wird ohne mich auskommen – das meint Jesus, wenn Er sagt, dass der, der nicht glaubt, schon gerichtet ist – der Mensch hat sich dann selbst vom Leben ausgeschlossen. Ein solcher Gott kann vom Menschen nicht beleidigt werden – was für ein kindisch-unsinniger Gedanke! Ein solcher Gott sagt mir, dass ER einen Platz für mich hat – und dass Seine Liebe es aushält, wenn ich ihn nicht einnehme. Denn: glaubhaft ist die Liebe, die die Freiheit des anderen achtet, selbst wenn er sie missbraucht.

Wenn ich dies einmal erfahren habe, bekommt für mich auch die menschliche Gemeinschaft einen neuen Wert, ein neues Gesicht: wenn sie Maß an Ihm nimmt, heißt sie Kirche. Amen.

Fronleichnam 2008

Wovon wir leben

Liebe Schwestern und Brüder,

hinausgehen, Flagge zeigen, singen, ja sogar beten – ich freue mich jedes Jahr darauf. Und es wird zunehmend wichtiger, auch auf diese Weise nicht nur Präsenz zu zeigen – „wir sind auch noch da“ –, sondern Zeugnis zu geben, etwas sehr Persönliches: Zeugnis, wovon wir leben!

Schauen wir dafür auf die Texte des heutigen Tages: Mose ist am Ende seines Lebens angekommen und gleichzeitig am Ende des langen Weges, den das Volk Israel 40 Jahre durch die Wüste führte. Einfach war das nicht! Was Kraft gab, war die Verheißung, im Gelobten Land einmal anzukommen. Und zurückblickend sagt Mose: „denk an den ganzen Weg, den dich dein Gott geführt hat!“ Gott hat geführt – gerade im Rückblick ist das erkennbar für den, der es erkennen will. Mit solchen Menschen umzugehen ist angenehm: sie strahlen eine Dankbarkeit aus, weil sie wissen, wovon sie leben. Mose wird Freund Gottes genannt, Freund des Lebens.

Um dieses Leben geht es im Evangelium. Acht mal kommt leben, lebendig, das Leben darin vor und immer in der Bedeutung, dass Gott die Quelle ist, aus der es kommt. Leben ist Verbindung mit dieser Quelle – wer sich davon abschneidet, ist nicht wirklich lebendig. Er existiert – das ist aber schon alles. Leben in der Verbindung mit IHM ist ein Leben, das aus einer ganz neuen Haltung lebt: alles um mich herum wird in eine neue Ordnung gestellt, bisherige Maßstäbe müssen Maß nehmen an IHM, Christus selbst. Das findet nicht nur begeisterte Zuhörer!

Wir Christen geben heute Zeugnis, wovon wir leben. Mancher mag denken: was hat das mit dem zu tun, was ich alltäglich an Lebenskampf zu bestehen habe? Da gibt's Sorgen, weil das Geld nicht reicht, die Beziehung brüchig ist, die Arbeit auf dem Spiel steht.

Dem muss zuerst erwidert werden: Christen war und sind keine Menschen, die als Glückspilze durch das Leben gehen, von Leid und Sorgen unberührt. Keineswegs. Sie sind Menschen, die einen großen Zusammenhang herstellen – und das lässt sich von Mose lernen: denk an den ganzen Weg! Gott als Begleiter meines Weges zu entdecken, gerade dort, wo es schwer war, lässt mich in aller Sorge Vertrauen aufbauen. Vertrauen, das trägt – für die Gegenwart und allemal auch für die Zukunft.

Da mischen wir Christen auch im Leben der Gesellschaft mit. Nicht als Spielverderber, sondern als solche, denen es ums Leben geht – ein Leben, das Maß nimmt an Gott, ein Leben, das eine Orientierung hat. Gerade weil Leben Geschenk ist, steht es nicht in der Verfügung des Menschen – keines Menschen. Und weil es Geschenk ist, dürfen, ja sollen wir uns auch daran freuen, darf der Mensch einfach auch mal genießen, einfach auch mal unproduktiv sein. So können wir Christen auch denen auf die Finger klopfen, die jeden Bereich des Lebens verzwecken wollen – auch das Geschenk des freien Tages, des Sonntags. Wo ist die kulturelle Leistung, wenn in Eltville an 40 Sonntagen im Jahr Menschen in den Geschäften stehen müssen, um den Konsumrausch anderer zu befriedigen? Es geht ums Geld, um den Tourismus! Und dann ist alles erlaubt? Um des Lebens wegen? Nein! Weil ich Maß an Christus nehmen will: Nein!

Die zweite Lesung des Tages bringt es auf den Punkt: Wir nehmen heute Jesus in die Mitte, das Leben selbst, in den unscheinbaren Gestalten von Brot und Wein. Unfassbar! Er selbst – als Stärkung, als Wegbegleiter, als Mutmacher, als der, der Leben schenkt und gönnt, als der, wovon wir leben! Jedem gibt er die Kraft, die jeder braucht. Christen sind keine Einzelkämpfer und Ideologen, sie sind in das Leben verliebt und gönnen dieses Leben gerade auch denen, für die das Leben ein Kampf ist.

Wovon ich lebe – das möchte ich heute besonders bezeugen. Amen.

10. Sonntag im Jahreskreis A – 2008

Werbung und Mahnung

Liebe Schwestern und Brüder,

wie sind die heutigen Lesungen zu verstehen? Für mich klingen sie nach Warnungen, ja fast Drohungen. Gottes Wort als Drohung?! Geht das? Ist das noch Gottes Wort?

Wie reagieren wir auf Drohungen? Je nach Charakter wohl sehr unterschiedlich – bei den einen eher das Gegenteil dessen, was man mit einer Drohung erreichen will. Andere sind da ängstlicher und lassen sich einschüchtern. Natürlich muss man auch sehen, wer hier droht – welche Position er oder sie innehat. Aber noch etwas ganz wichtiges: Aus welcher Haltung heraus wird gedroht? Ist es die der Macht, der Einschüchterung oder die der Sorge – so dass Eltern gegenüber ihren Kindern auch einmal drohen können, um sie vor einer Gefahr, einem Übel zu bewahren – sie drohen also, weil sie lieben.

In der 1. Lesung richtet der sterbende Mose noch einmal das Wort an das Volk Israel, das kurz davor steht, in das Heilige, das Verheißene Land einzuziehen. 40 Jahre der Mühe und der Unsicherheit liegen hinter ihnen, aber immer war es Gottes Fürsorge, die sie begleitet hat. Vergiss das nicht, sagt Mose. Dein Handeln wird zeigen, wes Geistes Kind du bist. Die Gebote, die du befolgen sollst, sind Ausdruck dessen, dass du Gott anerkennst. Die Worte müssen in Deinem Kopf, aber ebenso in deinem Herzen sein. Das führte dazu, dass Juden bis heute beim Gebet um Arm und Stirn Gebetsriemen legen, die in einer Kapsel Schriftworte enthalten: Beim Befolgen der Gebote und beim Gebet geht es nicht um etwas Äußerliches. Gott ist nicht an etwa interessiert, sondern an dir! Vergiss das nicht!

In diesem Sinne mahnt auch Jesus – und Er sagt auch, worum es geht: um das Himmelreich! Das meint nicht irgendetwas Jenseitiges, sondern jetzt schon die Wirklichkeit, die Erfahrung der göttlichen Präsenz in meinem Leben. Es geht nicht um ein äußerliches Tun – und das kann durchaus mit dem Einsatz aller Kräfte geschehen, mit viel Engagement und Überzeugung. Es geht darum, ob ich den Willen des Vaters erfülle. Was meint das? Was ist der Wille des Vaters?

In Joh. 6 bekommen wir dafür eine Antwort: Der Wille des Vaters ist es, in Ihm, dem Sohn, Leben zu haben, und das heißt nichts anderes als: in Gemeinschaft mit dem Sohn zu leben, so real und wirklich, wie wir auch andere Formen der Gemeinschaft mit Mitmenschen leben.

Und genau das ist wohl die große Herausforderung, vor der wir Christen stehen und die auch unser Bischof in seinem Pfingsthirtenbrief anspricht:

Wir erleben den Zerfall einer bisherigen Gestalt von Kirche – so wie es übrigens auch in anderen gesellschaftlichen Bereichen, in Wirtschaft und Arbeitswelt, den Zerfall oder sagen wir besser den Wandel des Bisherigen gibt. Wir sind in einer Zeit des Übergangs und niemand weiß, wie es nach diesem Übergang aussehen wird.

Nehmen wir dafür das Bild des Evangeliums, des Wolkenbruchs. Da wird viel weggeschwemmt, was nicht niet- und nagelfest ist, im schlimmsten Fall auch das Haus selbst. Es kommt darauf an, ob es auf Fels gebaut ist – und dieser Fels ist im Bild Jesu Er selbst, die Verbindung meines Lebens – des Hauses – mit Ihm, dem Fels. Die Drohung Jesus, von der ich anfangs sprach, entspringt Seiner Sorge um uns: seid ihr richtig festgemacht in mir, dann braucht ihr keine Angst zu haben. Wenn nicht, dann werdet ihr woanders diesen Halt nicht finden, den Halt den ihr sucht, die tiefe Annahme, nach der ihr euch seht.

Der große deutsche Theologe und Jesuit Karl Rahner sagte vor über 30 Jahren, dass der Christ der Zukunft einer sein wird, der Glaubenserfahrung macht, oder er wird nicht mehr sein.

Glaubenserfahrung – das meint nicht einfach kirchliches Leben, Prozession, Gottesdienst – es meint den ganz persönlichen Ruf, den ich tief in meinem Innern höre, der mich lockt, mich dem Leben in all seinen Unwägbarkeiten und Stürmen zu stellen, da ich erfahre, dass jemand mir Halt gibt, mir Freundschaft anbietet. Kommen wir darüber miteinander ins Gespräch – es ist Zeit, denn die Stürme kommen. Amen.

20. Sonntag im Jahreskreis A – 2008

Wer gehört zu Gott?

Liebe Schwestern und Brüder,

wer gehört eigentlich zu Gott? Eine Frage, die so eigentlich kaum mehr gestellt wird, höchstens in einer abgeleiteten Form: wer gehört noch zur Kirche?, und da haben dann Verantwortliche und Gremien eher die Austrittszahlen vor Augen und verbinden damit das Problem, was wir uns in Zukunft noch leisten können.

Wer gehört zu Gott? Noch konkreter: Wer darf für sich das Heil erhoffen? Dar man so fragen? Das klingt nach Fanatismus, schwarz-weiß-Denken. „Man darf doch keinen ausschließen“ – sagen die einen, nicht nur engagierte Gläubige, „Gott ist größer als die Institution Kirche“, das wussten schon die Theologen der ersten Jahrhunderte. „Das interessiert uns nicht“ – sagen die anderen, für die Religion eher ein Randthema ist, wenn überhaupt.

Aber damit ist die Frage nicht erledigt – in Grenzsituationen des Lebens kommt sie nämlich aus ihrer Ecke, in die sie verbannt wurde, hervor. Wenn z.B. ein Mensch stirbt und die Angehörigen damit leben müssen, dass er aus der Kirche ausgetreten ist und damit auch kein kirchliches Begräbnis erhalten kann; wenn es um die Frage nach Vergebung geht gegenüber dem, der schwere Schuld auf sich geladen hat.

Wer gehört zu Gott? Wer sich dem Inhalt dieser Frage verschließt, für wen diese Frage uninteressant ist, der versteht nicht, worum sich die heutigen Lesungen drehen, worum sie ringen. Der wird auch einen Paulus nicht verstehen, dem ich mich in diesem Paulusjahr immer wieder besonders widmen möchte.

Paulus steht vor dem Dilemma: Wenn Christus der Messias ist – davon geht er aus – dann verlangt ER die Antwort des gläubigen Menschen. Was ist mit denen, die Christus ablehnen? Und – für Paulus das Schmerzliche – was ist, wenn diese Ablehnung gerade durch die erfolgt, die doch eigentlich das erwählte Volk sein sollen? Seine Hoffnung ist: Das Volk Israel eifersüchtig machen, um sie zu locken, um sie so wieder zum Bund Gottes mit seinem Volk zurückzuführen. Denn nur da ist wirkliches Leben zu finden. Darum geht es doch, da sind Paulus „die anderen“ nicht egal.

Um „die anderen“ geht es auch bei Jesaja: Wenn sie Gott lieben – was sich auch daran zeigt, ob sie die Gebote halten – dann gehören sie zu IHM. Das Haus Gottes ist für alle da, die Ihn suchen, die sich nach Seiner Nähe sehnen. Und das heißt im Denken Israels nichts anderes, als dass auch Nichtjuden das Heil finden, wenn sie es denn suchen.

Das ist der Hintergrund des für uns befremdlichen Evangeliums: Eine Frau, eine Fremde, die Jesus anbettelt und von ihm zuerst barsch abgewiesen wird. Jesus war berühmt und er musste sich immer wieder dagegen wehren, nur als Wunderheiler benutzt zu werden – hier jetzt auch von Nichtjuden! Die Frau überrascht Jesus: denn sie offenbart sich als eine Frau, die wahrhaft glaubt, die nicht einfach ein Wunder erwartet, sondern die ahnt, die anerkennt, wer Jesus ist. Sie kniet nieder: „Du bist der, der mir wirklich helfen kann!“

Immer wieder staunt Jesus, dass die Fremden Ihn tiefer erkennen und verstehen als die Menschen, die vorgeben, Ihm zu folgen.

Wer gehört zu Gott? Ich muss mich zuerst selbst anschauen und mit Jesaja fragen, ob ich den Herrn liebe, ob mir Seine Gebote wahrhaft wichtig und wertvoll sind. Bin ich von der Macht Jesu auch über mein Leben überzeugt, wie es die Frau des Evangeliums tut – habe ich es möglicherweise auch schon erfahren?

Dann, ja dann ist mir mit Paulus nicht egal, was die anderen machen und treiben. Ganz im Gegenteil: ich sehe um mich herum die tiefe Sehnsucht nach Sinn, Leben, ja nach Heil und Heilung – und hier, bei Ihm, ist das alles zu finden. Weil mir die anderen nicht egal sind, wünsche ich ihnen Jesus, bei dem das Heil zu finden ist. Die Frage nach dem Heil mag provozieren – aber die Antwort, die ich lebe, kann anderen helfen zu leben.

Amen.

21. Sonntag im Jahreskreis A – 2008

Mt 16, 13-20: Für wen hältst du mich?

Liebe Schwestern und Brüder,

„für wen halten mich die anderen?“ – wie ist die Frage Jesu gemeint? So fragen Jugendliche auf dem Weg ihrer Selbstfindung; Menschen, die vor einer Veränderung stehen, die eine Kurskorrektur vornehmen möchten, die die eigenen Chancen bezüglich eines Vorhabens oder einer Person austesten wollen. Meint diese Frage das hier auch? Damit würde man falsch liegen! Die Evangelien sind nicht an einer Beschreibung der psychologischen Entwicklung Jesu interessiert. Ihnen geht es darum, wie das Geheimnis des Gottessohnes immer mehr aufscheint, die Menschen und besonders die Jünger dies mehr und mehr begreifen. Jesus fragt nicht: „Für wen halten mich die Leute?“ Er fragt: „Für wen halten die Leute den Menschensohn?“ Er weiß, wer er ist – aber wissen es auch die anderen? Wie sieht es bei euch, den Jüngern aus? Petrus formuliert als Sprecher der Jüngerschar das Messiasbekenntnis. Dieses Bekenntnis, so sagt es ihm Jesus, hat er nicht aus sich, aus eigenen Überlegungen, Abwägungen und Vernunftgründen. Das wurde ihm gesagt, vom Vater!

Für wen halten die Leute den Menschensohn? Viele Antworten und Meinungen können wir auch heute auf diese Frage hören, sogar – und das überrascht mich immer wieder – auch bei denen, die meinen, innerhalb der Kirche zu stehen: Jesus sei ein besonderer Mensch, ein göttlich besonders Begabter und Ähnliches. Die Kirche kennt allerdings nur ein gültiges Bekenntnis zu Christus, das ist ihr Fundament. Andererseits kann es auch von Ehrlichkeit zeugen zu sage: Das ist das Bekenntnis der Kirche, der ich angehören will – ich selbst befinde mich auf dem Weg, ich verstehe manches noch nicht. Ein solches Ringen ist allemal besser, als sich nie mit dieser Frage ernsthaft zu beschäftigen: Wer Jesus ist! Für mich ist er immer ein anderer, je nach Lebenssituation – aber er ist der Sohn Gottes, der Messias, letztlich immer zu groß!

Wie gesagt: Die Antwort auf die Frage Jesu ist nicht Frucht eigener Überlegungen! Immer wieder darf ich erleben und begleiten, wie Menschen, die vorher oft wenig bis gar nichts mit dem Glauben, mit der Kirche anfangen konnten, eine Erkenntnis geschenkt bekommen, eine Herzenerfahrung, die sie mitten in die Antwort des Petrus hineinwirft. Äußere Erlebnisse, auch Krisen tragen oft dazu bei, bereiten den Boden dafür, dass der Geist Gottes sie aufbrechen kann.

„Du bist der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes“ – worum es hier geht ist nicht das starre Festhalten am rechtgläubigen Bekenntnis. Es geht darum, wer die Kirche ist und darin der einzelne Gläubige: Simon bekommt durch sein Bekenntnis gesagt: „Du bist Petrus“ – er erhält durch Christus seine einmalige Sendung. Und so ist das bis heute – so kann es bis heute sein, bei jedem, der dieses Bekenntnis im Herzen trägt: Ich werde als Geschöpf zu einer einmaligen Person, einem einmaligen Dialogpartner Gottes! Und dann kann ich jubeln, wie das Paulus in seinem Römerbrief tut, aus dem wir heute hörten. Jubeln, weil er Zusammenhänge erkennt, die ihm vorher nie so klar waren. Wie auch immer meine Aufgabe, meine Sendung aussehen wird, sie ist einmalig und nur ich kann sie erfüllen. Wir bekommen das leider sehr verengt meist nur dann mit, wenn sich jemand auf die Priester- und Ordensberufung einlässt. Dabei ist das viel weiter zu sehen – eine christliche Ehe z.B. ist kein Ehevertrag oder Frucht eines Lebenspartnerschaftsgesetzes. Der Beruf, den ich als Christ ausübe, die Aufgabe, die ich in der Familie oder Gemeinde erfülle. Das ist etwas ganz Einmaliges und Christus will durch mich an der Welt und der Kirche bauen. Ob ich dabei einen kleinen oder großen Stein des Reiches Gottes bilde, ist völlig unwichtig, Hauptsache er hält – und aus unserer Perspektive ist die Bedeutung eines Steins sowieso meist nicht zu sehen.

Für wen haltet ihr den Menschensohn? Von der Beantwortung dieser Frage hängt unglaublich viel ab. Ich kann die Beantwortung nicht machen, ich muss offen für die Erfahrung mit Gott sein, um von Herzen nachsprechen zu können, was Petrus gesagt hat.

Dann bekomme auch ich gesagt – auf welche Form auch immer – für wen Gott mich hält. Das sollte mich brennend interessieren! Dann kann ich vielleicht auch so jubeln wie Paulus. Amen.

26. Sonntag im Jahreskreis A - 2008

Mt 21,28-32: Widerstand gegenüber Gott

Liebe Schwestern und Brüder,

das heutige Evangelium steht im Kontext einer heftigen Auseinandersetzung. Die Hohenpriester und Ältesten des Volkes stellen die Legitimität Jesu in Frage. Das ist keine freundliche Unterhaltung, da geht's ums Ganze. So erzählt Jesus das Gleichnis von den beiden Söhnen, wobei es um die Frage geht: Wer erfüllt den Willen des Vaters? Und dies vor dem Hintergrund der Kontrahenten: Erfülle ich in der Befolgung dessen, was ich als religiöser Mensch immer schon getan habe, bereits den Willen Gottes? Was ist erforderlich, um sicher zu sein, dem Willen des Vaters zu entsprechen? Das Gleichnis macht deutlich: das äußerliche Ja-Sagen, das von einer inneren Haltung der Bereitschaft nicht gedeckt ist, reicht nicht, es besteht die Gefahr, nicht wirklich hören zu wollen, da wir zu wissen meinen, was Gott will!

Die beiden Söhne des Gleichnisses - sie stehen für die zwei Möglichkeiten, die in uns stecken, denen ich gemeinsam mit Ihnen nachgehen möchte:

Der erste Sohn sagt „Ja“, handelt aber anders. Der Gründe mag es viele geben. Vielleicht merken wir gar nicht mehr, wozu wir alles „Ja“ sagen und welche Konsequenzen das hätte. Schauen wir nur mal beispielhaft - weil das Jesus bei seinen Widersachern so aufspießt - unser liturgisches Sprechen an: „Ich bekenne, dass ich Gutes unterlassen und Böses getan habe; Ehre sei Dir o Herr; Dein Wille geschehe; wie auch wir vergeben unseren Schuldigern; der Friede sei mit Dir“. Bleiben wir nicht oft in frommen Worten und äußeren Zeremonien hängen? Und die vielen Worte des Alltags - was ist davon wirklich durch's Leben gedeckt?!

Der zweite Sohn - eigentlich viel interessanter: von ihm wird gesagt, er habe den Willen des Vaters erfüllt. Das ist doch eigenartig! Es scheint demnach nicht selbstverständlich zu sein, Gott gegenüber gleich „Ja“ zu sagen. Zu allem, was Gott verlangt, von ganzem Herzen „ja“ zu sagen - vielleicht ist das die Kurzfassung dessen, was Heiligkeit ist – dahin sind wir aber immer erst unterwegs. Und das steckt doch auch in mir: das immer wieder „Nein“ sagen, gerade auch gegenüber Gott!

Unser Eigenwille, das ist der eiserne Vorhang zwischen uns und Gott. Das Gute zu tun, den Geboten zu entsprechen, das scheint uns nicht in die Natur gelegt, Nächstenliebe ist, wie ein Kirchenhistoriker es formulierte, nichts Natürliches. Theologisch heißt das Erbsünde, ein Wort, mit dem so manche ihre Schwierigkeiten haben, das aber genau das meint: innere Widerstände, die es zu überwinden gilt, innere Widerstände, die nicht unbedingt durch eine böse Absicht da sind, die uns möglicherweise gar nicht recht klar sind und deshalb auch so viel Macht haben. Macht bekommen sie dadurch, indem wir sie nähren - Theologie nennt das Schuld. Ich versuche, zu benennen:

Angst, zu kurz zu kommen; Erfahrungen, die mich haben vorsichtig werden lassen; Angst vorm Alleinsein, weil ich mich lächerlich machen könnte; Rachegeanken, die dem anderen nichts gönnen können; Misstrauen, da ich schon einmal hart aufgeprallt bin und unbegrenztes Vertrauen nicht mal mehr theoretisch möglich ist.

Wie kann ich diese Widerstände überwinden, wie kann es gelingen, nicht nur Christ zu heißen, sondern auch immer mehr zu sein? Widerstände werden nur dort überwunden, wo etwas Größeres, Stärkeres da ist, das diesen Widerständen gewachsen ist: Es handelt sich im Gleichnis um zwei Söhne gegenüber ihrem Vater - das ist unsere Wahrheit, das Größere gegenüber den Widerständen: Sohn, Tochter gegenüber Gott, nicht bloß Befehlsempfänger, rückgratloser Anbeter. Vater - mag dieses Wort durch menschliche Vorbilder hier und dort auch verdunkelt sein, lassen wir das Wort, sehen wir auf die gemeinte Sache, nein, auf die Person, die sich so zu uns stellt. Nur aus dieser Gesinnung kann dann geschehen, was Paulus in seinem Philipperbrief, seinem persönlichsten Brief, schreibt: Seid so gesinnt, wie Er: Verzichtet auf das Eigene und lasst Euch zeigen, was der Vater mit Euch vorhat. Darum dreht es sich in einem Leben der Nachfolge. Jesus hat erlebt, dass es gerade die öffentlichen Sünder waren, die sich einer solchen Erfahrung gegenüber offen zeigten. Und nur so wird der Wille des Vaters erfüllt. Lasst Euch darauf ein, dieser Weg führt zum Leben. Für jeden. Amen.

30. Sonntag im Jahreskreis A – 2008

Weltmission – was ist das Wichtigste?

Liebe Schwestern und Brüder,

Mission – in unseren Breiten gibt es ein eigenartiges Verhältnis zu diesem Wort. Sollen die Christen missionieren? Na ja, Zeugnis geben schon, aber dann soll doch jeder selbst nach seiner Façon selig werden. Die Kirche begeht heute den Weltmissionssonntag. Worum geht es?

Jesus wird im Evangelium nach dem wichtigsten Gebot gefragt. Dreh- und Angelpunkt von allem. Seine Antwort schöpft ganz und gar aus der Heiligen Schrift: „Den Herrn sollst du lieben, mit all deinen Kräften und den Nächsten wie dich selbst. Gottes- und Nächstenliebe sind im Christentum das Wichtigste, heißt es, und wir wiederholen es so. Aber wissen wir auch, was das heißt?

Lieben: ich kann nicht etwas lieben, sondern nur Jemanden. Und die Liebe erwartet eine Antwort, die diese meine Liebe wiederum zu Tiefe führt, zur Entfaltung aller in ihr liegenden Möglichkeiten. Jemanden mit ganzem Herzen, ganzer Seele, allen Gedanken zu lieben – meine ganze Person auf ihn auszurichten – dieser Jemand kann nur Gott sein, denn ein anderer Mensch könnte das nicht erfüllen: dass er der Sinn meines Lebens ist! Das Wunderbare: in Jesus erkenne ich, dass Gott mir liebenswert entgegenkommt, dass Er persönliche Beziehung ermöglicht. Für viele Menschen, auch für viele Christen, ist das keineswegs selbstverständlich, das entdecken wir in diesen Wochen wieder in unserem Glaubenskurs. Ich kann Gott liebend vertrauen, da Er der ist, der sich mir zuwendet – von Anfang an. Das wichtigste Gebot ist eine Befreiung: vergiss nicht, wer du bist und halte dich an dem fest, der dir eine solche Würde schenkt.

Die Konsequenzen einer solchen Lebenshaltung sind spürbar: für mich selbst und für andere: „Liebe den Nächsten wie dich selbst“, heißt es. Aber was heißt das? Ich habe immer mehr den Eindruck, dass die Schwierigkeiten vieler Menschen darin liegen, sich nicht selbst lieben zu können! Ich meine kein Selbstverliebtsein, sondern die liebende Annahme meiner selbst – als Folge der Erfahrung, unbedingt geliebt zu sein. Viele können das nicht, weil sie es nicht spüren, erfahren – dass sie geliebt sind, unbedingt. Wie sollen sie dann einen Nächsten lieben? Und: Wer soll das überhaupt sein? Diese letzte Frage ist ja Jesus selbst schon begegnet.

Die ersten Christen spürten, welche Befreiung in der Botschaft Jesu liegt. Paulus beschreibt in seinem Brief an die Gemeinde von Thessaloniki, welche Begeisterung diese Gemeinde auszeichnet und wie das ausstrahlt, wie eine Gemeinde so Vorbild für andere sein kann. Da sind auch Bedrängnisse nicht in der Lage, die Christen von ihrem Zeugnis abzuhalten. Im Gegenteil: es wird noch deutlicher spürbar, wovon sie leben!

Mission – sollen wir das Große, mit dem wir beschenkt sind, anderen nicht von Herzen gönnen? Zumal es nicht um eine Freizeitgestaltung geht, sondern um Sinn – und für mich als Theologe natürlich auch um Wahrheit.

Zwei Freunden ist die Welt des jeweils anderen nicht egal, wie auch?! Wenn mir Gott in Christus als ein solcher Freund nahe kommt, dann wird auch Seine Welt zu der meinen, die mir nicht egal ist. Und welche Präferenzen Er da setzt, ist durch das Evangelium immer wieder sehr deutlich ausgedrückt.

Das deutsche katholische Hilfswerk „Missio“ macht an diesem Sonntag auf die Situation von Flüchtlingen, gerade in Afrika, aufmerksam: Ihr seid uns um Gottes Willen nicht egal. In der Gabe, der Kollekte, geben wir etwas von uns selbst: soli dare, sich selbst geben, Solidarität.

Es gibt doch auch hier bei uns Arme und Notleidende!? Gewiss, und niemand hindert uns, hier unser Zeugnis zu geben. Aber gerade weil mein Herz von der Liebe Gottes berührt ist, ist mein Einsatzgebiet die ganze Welt. Liebe gibt sich nie mit dem Mittelmaß zufrieden.

Was ist das Wichtigste? Dass Er ankommt. Mission.

Amen.

Allerheiligen 2008

Hilfe zum Leben

Liebe Schwestern und Brüder,

Heilige und Selige, fern und auf Sockeln thronend? Seit einigen Jahren mache ich andere Erfahrung:

In St. Peter in Rom ist seit einigen Jahren an einem Seitenalter Papst Johannes XXIII. in einem Glassarg aufgebahrt. Ein Seliger. Es finden sich dort immer Menschen, die trotz der Besucher- und Touristenströme im Gebet sind. Viele Menschen haben noch persönliche Erinnerungen an ihn, an seine Güte und Menschlichkeit. Vor 50 Jahren bestieg er den Papstthron. Filmausschnitte zeigen ihn, wie er das römische Gefängnis „Regina Coeli“ an Weihnachten besucht und dort die Gefangenen seine Brüder nennt: schwere Jungs, die sich ihrer Tränen nicht schämen, weil ihnen jemand auf eine Weise begegnet, die sie nicht mehr kennen.

In Kalkutta in der Kapelle der Schwestern der Nächstenliebe steht der einfache Sarkophag von Mutter Theresa, der Mutter der Armen. Schwestern, die das Mutterhaus betreten oder verlassen kommen automatisch daran vorbei und gehen wie selbstverständlich zu ihr, legen die Hand auf den Stein, grüßen bitten, als ob sie sie ganz bewusst teilhaben lassen wollen am Leben ihres Alltags, so, wie sie es in den Jahren davor auch gewöhnt waren. Unzählige Berichte erzählen aus diesem Leben, aus Begegnungen, vieles ist noch ganz frisch, vor wenigen Jahren erst geschehen. Ihre Hand ist überall zu spüren: in den Pflegestationen für die unheilbar Kranken; in den Kinderheimen, in denen bis heute die aufgenommen werden, die als Säuglinge in den Mülleimern der Stadt gefunden werden; im Sterbehaus am Kalitempel, das Haus, das mich am meisten berührt.

In San Giovanni Rotondo, am Monte Gargano in Apulien liegt seit diesem Sommer der Heilige Padre Pio in einem Glassarg und unzählige Gläubige, keineswegs nur aus Italien, strömen zu diesem Ort. Auf dem Weg zu seiner Grabkapelle kommt man an seinem Beichtstuhl vorbei, in dem er jahrelang Dienst tat. Filmaufnahmen zeigen, wie Menschen Schlange stehen, um bei ihm zu beichten. Keine leichte Sache, denn es heißt, er hätte die Gabe der Seelenschau gehabt: er konnte den Finger genau dahin legen, wo sich die Wurzel der Sünde eines Menschen befand. So war Heilung möglich – für Unzählige.

Allerheiligen. Da ist kein „hoher Sockel“ mehr.

„Ich muss dir helfen dürfen zu leben“, schreibt Antoine de Saint-Exupéry an seinen Freund Léon Werth, dem er sein Buch „Der kleine Prinz“ gewidmet hat. Helfen dürfen zu leben – wie könnte Freundschaft schöner beschrieben werden?! In den Heiligen wird genau das sichtbar: sie helfen uns zu leben! Sie tun dies aus Freundschaft heraus – aus Freundschaft zu Christus. Sie haben das Evangelium genommen und entdeckt, dass es sich hier nicht um einen toten Buchstaben handelt, sondern dass Er, Christus selbst, zu ihnen spricht, ganz persönlich. Sie haben ihre Talente entdeckt, das, was sie so einmalig macht. Heilige zeigen uns, wie einmalig jeder Mensch ist, wie einmalig jeder sein kann, wenn er sich darauf einlässt – auf Ihn, auf Christus.

Und das hat nicht nur Konsequenzen für sie selbst – nein, alle, die mit ihnen in Verbindung kommen, spüren etwas davon, werden verändert, spüren etwas davon, wie jemand heil wird, wenn er in die Nähe zu Christus gerät.

Allerheiligen – wir haben Grund zu danken, dass Menschen uns helfen zu leben. Sie tun es, indem sie auf Christus zeigen, nicht auf sich selbst. Wir Menschen brauchen einander, um zu Gott zu finden, um im Glauben bestärkt zu werden. Heilige können uns da an der Hand nehmen – jeder anders, auf seine Weise.

Und morgen, an Allerseelen? Können wir uns da gemeinsam im Glauben bestärken, den uns die Heiligen bezeugen: Dass Christus uns helfen will zu leben, zu leben, – über den Tod hinaus?! Amen.

Allerseelen 2008

Leben

Liebe Schwestern und Brüder,

„Ich muss dir helfen dürfen zu leben“ – dieser Satz von Antoine de Saint-Exupéry an seinen Freund Léon Werth, dem er sein Buch „Der kleine Prinz“ widmete, war gestern ein Schlüssel, um uns den Heiligen zu nähern.

Hilfe zum Leben – das ist es, was Freundschaft ausmacht, was Menschen, die mir nahe stehen, auszeichnet. Und auch ich möchte ihnen genau das sein, schenken wollen: Lebenshilfe. Die Heiligen, so sahen wir gestern, spiegeln in ganz unterschiedlicher Weise etwas vom Licht Christi – sie sind Lebenshilfe, weil sie das Licht Jesu weiterleiten, weil Seine Freundschaft so konkret-anschaulich wird, weil wir Mut bekommen, es auch zu wagen: diesen Sprung ins Vertrauen.

Vertrauen – geht es nicht gerade an Allerseelen genau darum? Die liturgische Farbe schwarz spricht von uns: von der Trauer, denn das Leben ist ärmer geworden, da uns Menschen verlassen haben, die Farbe in unser Leben gebracht haben, die es bereichern haben – die uns Lebenshilfe waren. Aber – und das ist das Entscheidende – worin ist die Farbe eingebettet?

Es kann uns Christen entsetzen oder einfach bloß mit Traurigkeit erfüllen, wenn wir aufmerksam die Todesanzeigen unserer Tageszeitungen anschauen. Es wird verständlich, warum überall Halloween gefeiert wird: betäuben angesichts der Hoffnungslosigkeit! Wenn ein fröhlicher Stammtischkreis einem Verstorbenen nachruft: „Wir sehen uns an der Kerb“, dann hat das möglicherweise mit dem Totentanz früherer Jahrhunderte zu tun: Hauptsache den Tod verlachen!

Was meint es, wenn bei einem Verstorbenen in den Achtzigern über den Namen geschrieben wird: „Schade, dass du nicht mehr bleiben wolltest“? Spielverderber? Du erinnerst uns daran, sterblich zu sein?!

Nachdenklich macht, wenn einerseits die Feier eines Requiems der Trauer Ausdruck verleihen soll, aber über all dem als Überschrift steht: „Gehofft, gekämpft und doch verloren“! Ein Requiem als Verliererbonus? In allem Schmerz, in aller Verzweiflung, die uns angesichts des Todes packen kann, darf es nicht für einen Christen heißen: „Gehofft, gekämpft – und schließlich angekommen“?!

„Wir wollen euch über die Verstorbenen nicht in Unkenntnis lassen, damit ihr nicht trauert wie die anderen, die keine Hoffnung haben“, so sagt es Paulus in seinem 1. Thessalonicherbrief. In aller Trauer: wir haben doch eine Botschaft, die vom Leben spricht. Kein Umherschwirren im All, kein Versinken ins Nichts, keine ewige Wiederkehr – nein: Ankommen. Nicht irgendwo, sondern bei jemandem.

Diese Zuversicht wird bei Jesaja noch in das Bild des Festmahles gekleidet, wir hörten davon in der 1. Lesung. Ein Festmahl, bei dem wirklich Freude herrscht, denn Gott beseitigt all das, was Leben mindert, die Tränen und den Tod. „Ein schönes Bild“, mag man denken, „aber eben nur ein Bild, so wie alle anderen Vorstellungen auch!“

„Ich muss dir helfen dürfen zu leben“ – das Christentum lebt nicht aus einer Sammlung von Geboten, Forderungen und Richtlinien. Es lebt von Ihm, von Christus. Er selbst schlägt die Brücke zu einem jeden von uns, um uns das spüren zu lassen, was wahre Freundschaft ausmacht. „Ich bin bei dir, mit Fleisch und Blut, mit meiner ganzen Lebendigkeit – nimm mich auf, noch näher kann ich dir nicht kommen!“

Was ein Mensch an Licht in unser Leben bringen kann, das wissen wir doch, die Kerzen hier für jeden unserer Verstorbenen künden doch davon. Er hinterlässt in uns etwas Helles, Warmes. Wirkliche Liebe und Freundschaft lassen das nicht im Strom der Zeit versinken. Wir bewahren es als Schatz, als Perle.

Und Er, Gott selbst, wurde Mensch, in allem uns gleich – sollte Er nicht ähnlich für Seine Freunde empfinden – und ihnen helfen wollen zu leben? Dieser Mensch, der Schatz, die Perle, soll nicht im Strom der Zeit verschwinden, sondern ankommen, im Leben, das Er selbst doch ist! Ankommen, bei Ihm, dem Freund.

Ist das nicht wirklich Frohe Botschaft – gerade an Allerseelen! Hilfe zum Leben. Amen.

Christkönig 2008 – Lesejahr A

Gericht



Liebe Schwestern und Brüder,

das Weltgericht, Christus, der Heiland, als Richter, links und rechts trennend! Wer das heutige Evangelium in Verbindung mit Motiven aus der Apokalypse des Johannes wohl am eindrucklichsten ins Bild gesetzt hat, ist Michelangelo. Sein Jüngstes Gericht in der Sixtinischen Kapelle in Rom schlägt in Bann. Ein solches Bild an der Altarwand immer vor Augen – erträgt man das? Der Weltenrichter am Eingangsportal der Eltviller Kirche wird hingegen kaum bemerkt, wenn man nicht darauf hingewiesen wird.

Frohe Botschaft? Evangelium? So unangenehm und möglicherweise auch unverständlich das Wort des Evangeliums auch sein mag – es zu verharmlosen, nicht zu beachten, als unwichtig beiseite zu schieben, wäre falsch, denn es gehört zu Gottes Wort. Ebenso falsch wäre es, damit Angst zu machen – denn es ist eben Gottes Wort, Wort zum Leben.

Wie aber soll ich mich diesem Wort nähern? So wie immer! Im Blick auf IHN. Es heißt, dass am Ende, wenn Er wiederkommt, alle Völker, alle Menschen vor Ihm versammelt werden. Es soll eine Trennung, eine Scheidung stattfinden. Die, die zu Ihm gehören, wie Paulus das in seinem 1. Korintherbrief sagt, werden von den anderen getrennt, rechts und links. Das Unbehagen, das den Hörer des Evangeliums befällt, kann daran liegen, dass er sich nicht ganz sicher sein kann, wo er am Ende

zu stehen kommt. Dass ich durch die Taufe doch zu Christus gehöre, scheint gar nicht das Kriterium zu sein, das Bekenntnis zu Christus auch nicht – alle Völker sind da, das meint doch auch alle Religionen, und Nicht-Religionen! Es ist das Tun, das menschliche Handeln, das anscheinend das Kriterium dafür ist, auf welcher Seite ich schließlich lande. Welches Handeln ist gemeint? Zu essen und zu trinken geben, aufnehmen, bekleiden, besuchen – das sind keine heroischen Tugenden, das ist schlicht und einfach: Menschlich sein! Dem Menschen als Mensch begegnen, gerade da, wo unser Menschsein besonders deutlich wird: in der Bedürftigkeit!

Haben dann die Recht, die sagen, die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Religion spielt überhaupt keine Rolle, wichtig ist das Handeln, ein Humanismus, der uns alle in harmonischer Völkerverständigung zusammenführt?! Es wäre ja ganz schön, aber die Erfahrung der Menschheitsgeschichte lehrt uns, dass dort, wo der Mensch Gott nicht die Ehre gibt, auch die Würde des Menschen mit Füßen getreten wird. Nur in Gott erkennen wir, wer der Mensch ist!

Rechts und links – Christus betrachtet die Menschen nicht danach, ob sie etwas Besonderes tun, sondern ob sie das Selbstverständliche tun!

Auf dem Jüngsten Gericht des Michelangelo ist Maria als Personifikation der Kirche als Braut Christi an die Seite des Weltenrichters geschmiegt. Sie schaut Ihn nicht an, fast hat es den Anschein, sie würde sich abwenden. Aber wer ihrem Blick folgt, der sieht, dass sie auf das Kreuz Jesu schaut. Wenn ich das auch tue, wenn ich dem Blick der Maria-Kirche folge, was sehe ich da? Schau doch, wie sehr ER dich liebt, Dich annimmt, was Er für Dich tut. Lass Dich durch Ihn von allem Unmenschlichen und Bösen befreien, werde Mensch, so wie Er ganz Mensch geworden ist! Ja, mach's wie Gott, werde Mensch und entdecke, wie nahe Du Deinem Nächsten bist. Gerade der Bedürftige gibt Dir dazu die Chance – und Du wirst in ihm etwas mehr von Christus entdecken, denn für Christus ist er wichtig!

Liebe Schwestern und Brüder, gerade weil alle Völker vor Christus versammelt werden, ist das Bekenntnis, die Taufnade, das Leben aus dem Geist Christi so besonders wichtig. Wir haben eine Aufgabe: Die Größe Gottes zu bezeugen, in dem wir der Größe und Würde des Menschen dienen. Die Welt braucht uns, hier, wo wir sind. Und wenn mich das Bild des Jüngsten Gerichts Michelangelos und das heutige Evangelium verstört, dann immer wieder deswegen: Christus möchte den Menschen ihre Würde erfahrbar machen, dass sie geliebt sind, dass ER sich um sie kümmert – und dass ER mich dafür braucht, mich, den Er liebt. Wenn ich's vergesse schneide ich mich selbst ab, vom Leben, von Seiner Freundschaft. Und andere werden es möglicherweise nicht erfahren! Hier, im Gottesdienst, komme ich wieder zur Besinnung. Gott sei Dank. Amen.